

* * * * * * Herausgeber: L. Engel. * * * * * *

IX. Jahrgang. | März 1902. | — No. 3. —

Der Illuminatenorden im 18. Jahrhundert.

Dargestellt unter Nachweis vieler historischer Dokumente von L. Engel.

(Fortsetzung.)

Es ist bereits gesagt worden, dass die Universität von Ingolstadt gänzlich in den Händen der Jesuiten seit ca. 200 Jahren stand, welche die Lehrstühle mit ihren Ordensangehörigen besetzten, es wäre demnach zu erwarten gewesen, dass das Werk Ickstatts, welcher sich bemühte, die Universität aus diesen Fesseln zu befreien, durch die Aufhebung des Jesuitenordens am 21. Juli im Jahre 1773 bedeutende Fortschritte erzielte. Das war jedoch nicht der Fall. Bezüglich der Aufhebung des Jesuitenordens weisen wir hier nur darauf hin, dass Papst Clemens XIV, dem Drange der Umstände nachgebend, die das Treiben der Jesuiten verursacht hatte, das Verbot des Ordens, durch die Regierungen von Portugal, Spanien und Frankreich, über die ganze katholische Christenheit ausdehnte. Die Bulle Dominus ac Redemptor noster enthält folgenden charakteristischen Satz: »In Erwägung, dass die genannte Gesellschaft die Frucht, wozu sie gestiftet war, nicht mehr bringen kann, ... ja, dass es kaum mehr möglich ist, dass, so lange sie besteht, der wahre und dauerhafte Friede in der Kirche wiederhergestellt werden kann, ... hebe ich mit reifer Überlegung, aus gewisser Erkenntnis und aus der Fülle apostolischer Macht die erwähnte Gesellschaft auf, unterdrücke sie, lösche sie aus, schaffe sie ab.« —

Mag man nun über die Jesuiten denken wie man wolle, eines wird man ihnen nicht abstreiten können, nämlich, dass

sie zu jeder Zeit über tüchtige Lehrkräfte verfügten, die imstande waren, wenn auch in ihrem Sinne, ihren Platz auszufüllen, weil sie das Wissen ihrer Zeit beherrschten. In einem Lande wie das damalige Bayern, in dem das Schulwesen unglaublich danieder lag, in dem es an Lehrkräften allenthalben fehlte, war man dadurch gezwungen den jesuitischen Professoren die Lehrstühle wieder zu überlassen, falls man die Universität nicht aus Mangel an Lehrkräften schliessen wollte. Durch diese Toleranz, erzwungen von der Notwendigkeit, wurden selbstverständlich Zustände geschaffen, die den Boden gaben für allerhand Intriguen, Streitereien und Verleumdungen, deren Weishaupt nach seinen Angaben sich ganz besonders erfreuen durfte. Dass das richtig ist und keinesfalls der Begründung entbehrt, beweisen die Briefe desselben, sowie die seines Protektors Ickstatt, welche beide an den Geheimrat Lori (ein Schüler Ickstatts) richteten und im Königl. Bayr. Geheimen Staatsarchiv aufbewahrt werden. Dem Mangel an Lehrkräften hatte es jedenfalls auch der befähigte Weishaupt zu verdanken, dass er in so ausserordentlich jungen Jahren zu seiner Stellung gelangte.

Ickstatt schreibt über seine Einführung folgendes:

Wohlgeborener, Sonders geehrtester Herr Geheimer Rath.

Eure Excellenz erstatte meine Danksagung für die dem Professor Weishaupt geleisteten Sorgfältigen Beystand. Vorgestern am Freytag ist er ad Consilium Academicum introduciret worden. sein principio Solenne so er in geschwindigkeit Verfasst, lege hier bey. Es hat gewaltigen Lärmen erregt bey Jenen, so sich getroffen Zu seyn geglaubt haben, inssondere dem Professor Siarchi, welcher ihnen auch auf das gröbste begegnet; künftigen Dienstag wird er ad facultatem admittiret. Die Rede ist freylich etwas bissig; allein da er das Jus commune zu dociren, decretirt ist, wird Jeder nothwendig dessen (deren?) Nutzen gegen jene, so als Nestor ihren denen Auditoribus beständig Vorschwazen, behaupten müssen. Empfehle mich zu alt, gut Freundschaft in Secula Seculorum.

Euer Excellenz

Ingolstadt, d. 26. July 1772. gehorsamster Diener

Freyherr v. Ikstatt.

Unser Jubiläum ist so ziemlich feyerlich begangen worden.

2tens soll Weishaupt die Rede drucken lassen.

Bereits gegen Ende des Jahres 1773, also sehr bald nach Aufhebung des Ordens, wurde Weishaupt die Professur des Kirchenrechtes, die bis dahin nur Jesuiten inne hatten, übertragen, dadurch diesen eine Zielscheibe werdend für Angriffe aller Art, um den jungen 25jährigen Professor möglichst zu

stürzen oder ihn seines Amtes überdrüssig zu machen. — Auf letztere Absicht z. B. ist es jedenfalls zurückzuführen, wenn Weishaupt seinen Gehalt nicht erhalten konnte, so dass er genötigt war, folgenden dem heutigen Verständnis recht verworren klingenden Brief an den Geheimrat Lori nach München zu senden:

Ihro Excellenz. Hochwohlgeborener Herr Geheimrath,
Hoch Verehrder Gönner.

Nachdem so Villes schreiben, Memorialerei und Inständiges Bitten um erhaltung wegen meiner Von drey Viertel Jahren rückständigen Besoldung so Vill Vermagt haben, das ich nicht allein keine anweisung an allhisig Hohe Schull erhalten, sondern sogar, da alle übrigen Professores dieser Tage Ihre Besoldungen bekommen. Ich alleinig nicht nur bey der Hohen Schull sondern auch bey dem albertino Rectorial Orden, so kann ich nichts anderes schliessen, als dass man meiner Dienste überdrussig und durch all rechtslage und Beytreibung des meinigen angegangen und doch nichts Erstreben können, so sehe ich nur dieses einzige Mittel Übrig, mit meinen Vorlesungen so lange ein zu halten, bis ich entweder gänzlich amorirt oder die meinige erhalten werde, ich kann Euer Excellenz Versichern, das mir dieser Schritt keine Verachtung gnädigster Befehle, sondern die äusserste nothwendigkeit abnöthigt.

Ich bin übrigens mit aller Hochachtung

Euer Excellenz
Gehorsamst Ergebenster
Weishaupt.

Ingolstadt d. 2. Jän. 1774.

Dieser Brief erhält eine weitere Beleuchtung durch einen Brief Ickstatts vom folgenden Tage, dem 3. Januar 1774, in dem derselbe an Lori schreibt:

Der geschickte und Vor andern fleissige Herr Professor Weishaupt muss doch allerley Fatalitäten erfahren. Vorgestern habe Herr Procurator und interims Verwalter im Albertinischen Collegio heimgesucht und unter andern befragt, Ob, da nunmehr die Besoldungen hier angewiesen wären, Herr Professor Weishaupt sein Quartal schon erhalten ....

(Ickstatt erhält die Auskunft: nein, denn es sei zweifelhaft, welche Kasse auszuzahlen habe, ob die Universitäts-Kasse oder das Albertinum, eine Kasse, die gebildet war aus eingezogenen Einkünften des aufgehobenen Jesuiten-Ordens, aus der die Exjesuitischen Professoren möglichst zuerst befriedigt wurden) ..... Ebenso kombt Hr. Professor theolog. Moraly. Schmitt Zu mir und referrirt mir dass dem Vernehmen nach die Jensioniter und Exjesuiter Professores ihre Gebür sämmtlich erhalten, aber Schollinger und andere Professores noch nichts empfangen. So

ist des Complotirens kein Ende. Jene suchen auf alle Art die Einkünfte des Albertini Vorzüglich auf ihre Rente zu wenden. Sie stecken sich alle hinter die G. V. . . . . diese ver- die halbe Stadt mit Verunglimpfung der Weldlich und einige geistlichen Professores ausposaunen, den Titl. Professor Weis- haupt streuen sie als einen Freygeist aus, weil er über den Rautenstroh liesst, wider Professor Schmitt streuen sie allerlei Historikas ins publicum. Mich getrauen sie öffentlich nicht anzutasten, heimlich aber wünschen Sie mich gewiss zum Teufel. — — —

Derselbe Brief enthält in der Nachschrift:

Stolz und die Viele Umtriebe, die man dem Hr. Professor Weishaupt erweiset, haben ihn bewogen Selbst auf einige Tage nachher München zu reissen. Euer Excellenz haben die gute und Protegiren den bessten Von allen unsern Professoren und befördern ihn Vergnügt wieder herunter.

Diese angedeutete Reise nach München hat Weishaupt unternommen und zwar muss der Erfolg derselben ihn mit Lori auf bedeutend intimeren Fuss gestellt haben, weil seine weiteren Briefe an diesen einen vertraulicheren Charakter nunmehr aufweisen und rückhaltlos die Schäden der Universität aufdecken. — Weiterhin ist diese Reise nach München für Weishaupt von Bedeutung gewesen, weil infolge derselben der Gedanke der Ordensbegründung festere Gestalt annahm. Er schreibt im dritten Abschnitt des Pythagoras, den wir später gänzlich anführen müssen, dass während dieser Anwesenheit auf Anstiften seines Vorfahrers er eine bei Hofe gegen ihn angezettelte Verleumdung glücklich vernichten konnte. Dieser Umstand zeigte ihm die Notwendigkeit eines Rückhaltes und Unterstützung, welcher er entbehrte, denn auch Ickstatt entzog ihm alsbald noch im Frühjahr des Jahres 1775 seine Freundschaft, die schliesslich in Feindschaft ausartete.

Zur weiteren Charakteristik der Zustände der Ingolstädter Universität mögen noch zwei Auszüge aus Briefen des Professor Schollinger dienen, der ebenfalls, wie aus dem Briefe Ickstatts ersichtlich, unter den jesuitischen Umtrieben zu leiden hatte. Derselbe schreibt am 4. August 1774 an Lori.

»Was haben die Exjesuiten nicht für Unruhen durch ausgestreute Lästerungen und Verläumdungen aller Orten verursacht? Ist nur ein einziger fremder Professor unangefochten geblieben? Und so wird es immer sein, so lange man ihnen noch Lehr und Beichtstühle lässt und sie beisammen in Städten, ja wohl gar am Hofe wohnen dürfen.« —

Am 19. September 1774 klagt er gegen Lori:

Soll denn kein Mittel mehr übrig sein, diese Leute zu demütigen und zur Erkenntnis ihrer selbst zu bringen? Ich

glaube die Erbsünde des jesuitischen Instituts kann durch keine Taufe abgewaschen und vertilgt werden. Nehme man ihnen die Stühle: Lehr, Predigt und Beichtstühle, so werden sie gewiss weniger schaden können. (Fortsetzung folgt.)



Die Streitfrage des Gesundbetens.

Beleuchtet von L. Engel.

In den Tagesblättern liest man viel von dem Kriegszuge, der gegen das sogenannte Gesundbeten, wie es mit einem leisen Beigeschmack von Ironie jüngst genannt wird, eröffnet wurde. In Berlin hat sich diese Fehde bereits zu einer Art Skandal entwickelt; über die heillose Dummheit, die in der Stadt der Intelligenz herrscht, wird gewaltig in verschiedenen Kreisen gezetert, die Stützen der Aufklärung, die aristokratischen Kreise, werden durch den neuesten amerikanischen Humbug als stark gefährdet dargestellt, der Kaiser soll sich infolgedessen bereits Vortrag haben halten lassen über das Wesen dieses Schwindels, denn die Religion scheint untergraben, heilige Schulräume sind entweiht worden durch die Sitzungen der Gläubigen, der Stadtrat von Berlin ist infolgedessen in seinen heiligsten Empfindungen tief verletzt u. s. w. — kurz, es ist ein recht artiger Hexentanz ausgebrochen, in dem Unwissenheit, Intoleranz, Parteihass und Gläubigkeit sich grimmig gegenüberstehen und ihre Opfer fordern.

Fern von allem Streite der Parteien wollen wir an dieser Stelle untersuchen, was im Grunde von der ganzen Angelegenheit zu halten ist und ob das gewaltige Geschrei nach Polizei und Bestrafung, das man hört, berechtigt ist.

Die älteren Leser des Wortes sind über die Theorie, welche der aus Amerika stammenden Heilungsart zu Grunde liegt, orientiert durch die Artikel der Frau Josephine Verlage in dem 5. und 6. Jahrgang des Wortes, betitelt »Die Wissenschaft des Seins«. Die Grundideen dieser Wissenschaft sind sehr einfacher Art und gipfeln darin, jedermann in den Stand zu setzen, sich selbst durch geeignete Vorstellungen (Autosuggestionen) gesund zu erhalten, resp. bei Erkrankungen

wieder gesund zu machen. Die hauptsächlichsten Grundsätze zur Ermöglichung dessen ist das Festhalten folgender Prinzipien.

Der Mensch ist in sich kein von der Materie abhängiges Wesen, sondern ein Geistwesen, das die Materie beherrschen soll. Als solches Geistwesen ist er für die Ewigkeit von Gott erschaffen und von Gott ausgerüstet mit der Kraft, die Materie für seine ihm notwendigen Zwecke zu formen. Es bildet daher nicht die äussere Körperform erst ein Gefäss, in dem sich die geistigen Fähigkeiten neu entwickeln, sondern das fertige Geistwesen formt sich ein Gefäss, durch das es wirken, durch das es allmählich sich immer vollkommener offenbaren kann. — Diese beiden Punkte über den Zweck des Körpers, die sich schroff gegenüberstehen, wolle man scharf beachten, weil sonst der entstandene Konflikt nicht begriffen wird. — Weiterhin sagen die Prinzipien des Seins: Gott ist das absolut Gute, es existiert nichts Böses, alles Böse besteht nur darin, dass sich der Mensch dem Glauben an das Böse hingiebt. Praktisch auf Krankheit angewandt heisst das: Ich bin krank, weil ich glaube, krank zu sein. Ich fühle mich krank, weil ich noch nicht die Kraft des Glaubens besitze, alles Böse zu verneinen, der Krankheit, das ist Störung in der Herrschaft des Geistes über die Materie, insofern nachgebe, dass ich der Materie eine höhere Herrschaft einräume. Diese Herrschaft ist jedoch Einbildung, zerstöre ich letztere, so bin ich gesund.

Diese Theorie ist die Grundlage, auf der sich in verschiedenen Nuancen das amerikanische Heilsystem aufbaut. — Gehört man nun zu der Gruppe der mehr oder weniger materialistisch gesinnten Heiler, welche in den chemischen Prozessen, in der Zuführung von Chemikalien allein die Möglichkeit einer Heilung erblicken, unter Leugnung jedweder intelligenten, inneren, den Körper aufbauenden und erhaltenden Kraft, die das Unbewusste in uns, nach Hudson das subjektive Ego ausmacht, so ist es klar, dass diesen eine solche Theorie der barste Unsinn sein muss, den schärfstens zu verurteilen und auszurotten ihnen Pflicht erscheint. Gehört man zur entgegengesetzten Gruppe, so wird gegen die Theorie selbst, wenigstens in ihrem innersten Kerne, nicht viel einzuwenden sein, fraglich ist nur, wie sie sich in der Praxis gestaltet. — Hierin hapert es bei den einzelnen Kranken nun recht bald, denn es ist nun einmal eine alte Erfahrung, dass das Aug' will sehen, was das Herz soll glauben. Bei den allerwenigsten Kranken, die also durch langes, schmerzhaftes Leiden seelisch zerrüttet sind, finden wir eine derartige Willensstärke, Selbstzucht und Glauben an eine höhere leitende Kraft, dass nun mit einem Male diese sich dazu aufschwingen könnten, eine solche Möglichkeit der Selbstheilung nur in ihre Fassungs-

gabe einzuschliessen. Damit ist aber der Begriff der Autosuggestion in seiner edelsten Bedeutung als Glaube an Gott der Boden entzogen, sie klammern sich an den Heiler, dieser soll sie gesund machen, nicht sie sich selbst, wozu sie sich unfähig fühlen. Jeder Arzt weiss, dass das feste Vertrauen zu seiner Kunst den Patienten oft schon auf den Weg der Heilung bringt, dass unschuldige Tränke und Pflaster Wirkungen ausüben, die denselben nicht zuzuschreiben sind, es aber thun, weil der Kranke glaubt, dass sie die und die Wirkung haben müssen, das grosse Gebiet des Hypnotismus und der Suggestionstherapie giebt hinlängliche Beweise hierfür. Viele Kranke nun, die wohl von der zu Grunde liegenden Theorie der geschilderten amerikanischen Heilweise gehört haben, verhalten sich, falls sie dieselbe versuchen wollen, dem Heiler gerade so wie einem anderen Arzte gegenüber und vertrauen seiner Kunst, d. i. also in diesem Falle seiner vermeinten erworbenen oder verliehenen Kraft, die Krankheit zu bannen. Wie er das macht, ist ihnen höchst gleichgültig, Hauptsache ist, sie wollen gesund werden, und da er doch schon viele gesund gemacht haben soll, so muss er das eben können — wie, ist seine höchst eigene Sache. — Es ist einleuchtend, dass auf echtem Grunde der erklärten Theorie hier eine Heilung unmöglich wird, denn diese fordert energisch, dass der Kranke in sich den Glauben fasst, der Krankheit nicht unterworfen zu sein, vielmehr selbst die Kraft besässe oder durch feste Gläubigkeit an Gott und das Gute in ihm die Kraft erhält, die Krankheit zu vernichten. — Alle Wunderheilungen an sogenannten Gnadenorten, die thatsächlich vorkommen, tragen in sich genau dasselbe Prinzip, denn der feste Glaube übt Wirkungen aus, löst latente oder passiv gewordene Seelenkräfte aus und kann das Gewünschte durchsetzen. — Wie aber auch hier in den meisten Fällen der Gläubige, gleichviel warum, nicht sich direkt an die Gotteskraft, sondern an Heilige und Schutzpatrone wendet, durch deren Fürsprache er zur Heilung zu gelangen hofft, so tritt in der angefeindeten christlichen Wissenschaft der Heiler an Stelle derselben und soll vermögen, was der Kranke selbst nicht vermag, demnach ein Mittler, ein Bindeglied sein.

Wer nur einigermassen nun mit den psychischen Gesetzen der Suggestion vertraut ist, wird erkennen, worauf es ankommt, aber auch erkennen, dass für jeden Heiler sich gewaltige Klippen und Gefahren in den Weg stellen, an denen die Heilweise scheitern kann und ganz gewiss auch vielfach gescheitert ist. — Falls nämlich der Heiler nicht imstande ist, die Suggestionskraft des Kranken wenigstens an seine persönliche Einwirkung derartig zu steigern, dass diese imstande ist, den mangelnden Glauben an die höhere Gotteskraft zu ersetzen, so wird er keine Erfolge erzielen oder nur schwache Einwirkungen. —

Um das weitere zu verstehen, müssen wir schildern, welche Wege eingeschlagen wurden, Heilungen zu erzielen, falls die Anwendung der reinen Theorie, das ist also immer die Selbstheilung, nicht verfangen wollte. Kennt man diese Technik des Verfahrens, so werden die Voraussetzungen verständlicher, auf denen die Heilweise weiterhin ruht. —

Während die ursprüngliche Theorie jeden Menschen zum Selbstheiler durch Glauben erzielen will, verlangt die erweiterte Theorie Passivität, also keinen Glauben, erklärt aber, dass direkter Unglaube hindernd ist, weil dadurch eine Gegensuggestion entsteht. Kann der Kranke passiv sein, resp. erklärt er es sein zu wollen, so spricht der Heiler ihm diejenigen Gedanken vor, an die er selbstverständlich selbst glauben muss, resp. den Kranken glauben machen möchte, das heisst, er verneint zunächst die Existenz der Krankheit und fasst die gesamte Theorie in je nach den bezüglichen Umständen notwendige Sätze, die der Kranke **nachdenken** soll, um sie so in sein Bewusstsein aufzunehmen unter Vermeidung jeden Gegengedankens. — Es liegt also hier ein Tric vor, um Widerstand zu beseitigen, der von weniger empfänglichen Personen sehr leicht ausgeübt wird, um dennoch der Suggestion zum Erfolge zu verhelfen. — Hilft auch das nicht, so können **mehrere** Personen sich vereinigen, um durch ihre vereinte Gedankenkonzentration die bisher ausgebliebene Wirkung zu erzielen. In diesem Falle spricht einer die Gedanken aus, die andern unterstützen ihn mit dem Wunsche der Heilung. —

Dass ein bisher widerstehender Kranker durch die zwingende Situation, in die er gebracht wurde — man denke ihn sich z. B. umgeben von 5—6 ernsten, von ihrer Sache fest überzeugten Personen, die wohlwollend und mitleidig ihn betrachten, während einer die Worte ausspricht —, doch schliesslich der Suggestion Raum giebt, wird keinem Kenner der Suggestionstherapie verwunderlich erscheinen. Es ist ganz fraglos, dass dadurch Heilungen erzielt worden sind und werden. Es ist aber auch klar, dass hier ein Gesundbeten, nämlich beten im **kirchlichen** Sinne, gar nicht vorliegt. Dass dieses Beten sogar ausgeschlossen ist, wird noch weiter klar werden. —

Mit dieser ursprünglichen Theorie wurden im weiteren Verlauf entdeckte psychische Gesetze verschmolzen, die namentlich dem Okkultismus angehören, nämlich die der Telepathie und der Willenskraft. — Bevor wir diese Verschmelzung schildern, müssen wir nochmals auf den Begriff der Krankheit zurückkommen, wie er in diesen Kreisen herrscht. — Krankheit ist dort, wie schon gesagt, eine Störung in der Herrschaft des Geistes über die ihm untergeordnete Materie. Die unbewussten Seelenkräfte thun durch Selbstverschuldung nicht gehörig ihre Pflicht, die namentlich darin besteht, eingedrungene

schädliche Stoffe aus dem Körper zu entfernen. Geschieht das nicht, so werden sie abgelagert, bleiben im Körper und verursachen dadurch Krankheit. — Bin ich Herr in meinem Leibes-Hause, so bin ich imstande, durch geeignete Gedankenkonzentration meinen Seelenkräften selbst anzubefehlen, Ordnung zu schaffen und jede Störung, die doch etwa eingetreten ist, schnell zu beseitigen; bin ich es nicht, so sind meine Seelenkräfte träge oder schlaff geworden, sie gehorchen mir nicht mehr. Sie aufzurütteln, anzufeuern ist das Wesen jeder Heilmethode, der Aufrüttler ist eben der Arzt, doch nicht er heilt, nur das Seelenprinzip. Natura sanat, medicus curat. Ist es nun möglich, rein durch geeignete Vorstellungen unter Vermeidung aller Reizmittel (Medikamente), also durch den einfachen logischen Gedankengang mit Befehl, die trägen Lebensgeister zu ihrer Pflicht anzutreiben, entweder selbst oder mit Hilfe eines Heilers, so ist das die einfachste und naturgemässeste Heilweise. — Halten wir das fest.

Der Okkultismus behauptet nun und sucht experimentell zu beweisen, dass einesteils mittels Telepathie, d. i. Gedankenübertragung, bestimmte Vorstellungen von einem Individuum auf das andere ohne jeden gesprochenen Wortlaut übertragen und haftbar im Vorstellungsvermögen verbleiben, andernteils durch geeinte Willenskonzentration Wirkungen guter und böser Art auf eine Person ausgeübt werden können.

Bedingung für beides ist eine gewisse Empfänglichkeit, Feinfühligkeit der Nerven, die geübt werden kann. Als Beweis der Möglichkeit wird mit Vorliebe die Telegraphie ohne Draht angegeben, die auch auf ungesehenen, unfühlbaren elektrischen Schwingungen beruht zwischen Aufgabeort und Empfangsstation. Die hierzu nötigen Apparate besitzt der Mensch in seinem Gehirn, die elektrischen Wellen ruft sein fester Wille hervor.

Die amerikanische Heilmethode hat dieser okkultistischen Lehren sich bemächtigt und sie sagt daher weiterhin: Es ist gar nicht nötig, dass ein Heiler die Lehrsätze seiner Methode ausspricht, es genügt, wenn er sie nur denkt, denn mittels der Telepathie und konzentrierter Willenskraft werden dieselben Wirkungen erzeugt, die sich bei Kranken stets dahin äussern, die träge Lebenskraft anzufeuern, ihre Pflicht zu thun und eingedrungene Schädlichkeiten zu entfernen.

Ist einer das nicht imstande, so sind es vielleicht mehrere, daher vereint euch zu Gesellschaften, zu Gemeinden, um gemeinsam zu thun, was dem einzelnen nicht gelingt. —

Das ist denn auch geschehen, und diese Gruppen sind die Gemeinden, welche das sogenannte Gesundbeten betreiben. Mit Beten im landläufigen Sinne hat die Sache also eigentlich gar nichts zu thun, sondern es ist eine Heilmethode, die

basierend auf Gesetze der Suggestion, Telepathie und Willenskonzentration erwachsen ist im religiösen Gewande eines Pantheismus. Pantheismus, alles ist Gott, ist das religiöse Glaubensbekenntnis der amerikanischen Heilmethode, welche Jesus als den ersten Heiler dieses Systems in sich einschliesst. Die religiösen Seiten der Methode hier zu berühren ist nicht die Absicht, sie hat viele Gegner. Hudson z. B. spricht in seinem Buche »Das Gesetz der psychischen Erscheinungen« sich gegen die religiösen Grundideen sehr absprechend aus, jedenfalls kommen diese gar nicht so sehr in Betracht, weil die hauptsächlichsten Wirkungen recht gut auch anders erklärt werden können.

Wer nun bis hierher gefolgt ist, wird erkennen, dass die Vorwürfe, die gegen die amerikanische Methode erhoben werden, berechtigt und unberechtigt sind. Hauptsächlich heisst es, dass Kranke den rechtzeitigen Eingriff der Ärzte verpasst haben und dadurch gestorben sein sollen. Das ist sehr leicht möglich, denn fehlt der Aufschwung zur Suggestionsfähigkeit (es ist damit der weiteste und dauernd edelste Begriff, nicht etwa gehaltlose Einbildungskraft, die schnell erlahmt, gemeint), so ist es ganz selbstverständlich, dass der Kranke nur erfolglos Zeit verliert, wobei wir es ganz dahingestellt sein lassen wollen, ob die Anwendung einer anderen Methode gerade gewonnene Gesundheit bedeutet. Sicher nicht immer, bei absolut notwendigen chirurgischen Eingriffen vielleicht, obgleich es auch hier nur zu oft heisst: Operation gelungen, Patient gestorben. Jedenfalls ist ein Misserfolg der Methode immer dort sicher oder doch nur eine vorübergehende Wirkung zu erzielen, falls der Patient nicht imstande ist, sich zu einem wirksamen Glauben aufzuschwingen, durch Gegensuggestionen jede Wirkung lahm legt oder durch späteren Unglauben die anfänglich guten Wirkungen wieder aufhebt. —

Es wird auch von Ärzten gesagt, dass es Unsinn sei, dort noch Wirkungen zu erhoffen, wo bereits organische Veränderungen eingetreten sind. — Das lässt sich wohl nicht ohne weiteres entscheiden, denn wir wissen durchaus noch nicht die Grenzen einer wirksamen Suggestion festzustellen, namentlich wenn sie als felsenbrechender Glaube auftritt. Wohl wissen wir aber, dass Veränderungen durch Suggestion hervorgerufen werden können (man denke an die Stigmatisation, an die Wundbildungen und Blasenentstehung Hypnotisierter durch Suggestion, sie seien verletzt oder es sei ihnen ein Zugpflaster aufgelegt), warum sollte da nicht auch eine Rückbildung möglich sein, der Weg wäre derselbe.

Dass der Schwindel sich der Methode bemächtigen kann, wird niemand, der die Welt und die Menschen kennt, abteugnen, aber wo finden wir dieses Ungeheuer nicht? Wir

haben hier nicht die schwindelhaften Manöver zu untersuchen, die ausgeführt wurden, sondern nur, ob der Methode überhaupt ein brauchbarer Kern innewohnt, und das dürften diejenigen Anhänger, welche meinen, dass der Körper nicht den Geist, sondern umgekehrt der Geist den Körper entwickelt, theoretisch nicht ablehnen können, allerdings mit der Einschränkung, dass auf die Ausführung und Empfänglichkeit alles ankommt. Durch Polizei, Hohn und Spott wird man ebensowenig diese Methode ausrotten, als so manche andere angefeindete, nur Aufklärung wird imstande sein, das Unreine vom Reinen zu scheiden und Vorurteile auf beiden gegnerischen Seiten zu besiegen. Kann erst einmal wissenschaftlich endgültig festgestellt werden, welche der erwähnten Anschauungen über Geist und Körper die richtige ist, so wird dadurch auch endgültig der Weg zur ewigen Gesundheit festgestellt werden können, bis dahin aber alle nur erdenkbaren Methoden erfunden und wieder verworfen werden. Vorläufig erinnern alle Empörungen, Verurteilungen, polizeiliche Einschreitungen der sich befeindenden Richtungen lebhaft an den alten Streit, ob das Huhn oder das Ei eher dagewesen sei, nach dem beiden innewohnenden gleichen Leben, dessen Erkenntnis allein die Frage entscheiden kann, wird leider nicht gefragt.

Mit vorstehendem haben wir durchaus nicht die Absicht, für die Richtigkeit der Berliner Ereignisse einzutreten oder anzuraten, Anhänger der Methode zu werden, wir stehen nur beobachtend auf völlig neutralem Boden und meinen, dass die Methode, richtig angewandt, eines brauchbaren Kernes nicht entbehrt. Wer anderer Ansicht ist und nachweisen kann, dass diese Meinung eine falsche, wird uns gerne bereit finden, die Widerlegung anzuerkennen.



Abendbetrachtungen.

Von Radolf de Lacus.

Es ist Abend geworden. — Mein Tagewerk ist beendet; es zog mich hinaus in die freie Natur. Die scheidende Sonne vergoldete die rings um das Thal gelagerten Höhen und eine kühle würzige Luft verdrängte die Schwüle des Tages.

Ich lenkte meine Schritte durch das idyllisch gelegene Dörfchen nach dem steil abfallenden Schlossberge, um sodann

auf gewundenem Fusspfade das wildromantische Thal zu verlassen.

Immer höher steigend, hatte ich denn auch bald mein Lieblingsplätzchen erreicht.

Vor mir das stets neue, anziehende, sich durch vorgeschobene Bergesrücken coulissenartig schliessende Bild. Rechts und hinter mir die lautlose, dunkle Stille eines uralten Waldes. Links das alte Gemäuer der Burg, ein Wahrzeichen der Vergänglichkeit. Über das Ganze wölbte sich eine mächtige Kuppel, das kaum mehr zu erkennende Blau des Firmamentes mit einer zahllosen Menge gleich Brillanten, Rubinen und Smaragden funkelnden Sternen übersäet.

Ein Anblick überwältigender Schönheit! Traumverloren heftete sich mein Blick an diese Pracht und seltsame Regungen überfluteten mein Innerstes.

Wer schuf und erhält wohl das vor mir sich ausdehnende Bruchstück des Universums, ja das ganze Weltall? — Ist dieses scheinbar regellose Bild aus sich selbst, aus dem Nichts entstanden? — Oder hat dieses ein Gott erschaffen? — Wenn ich dieses letztere annehme, drängt sich mir nicht sofort die Frage auf: was ist ein Gott? Gelange ich hier nicht an jene Grenzen, wo der menschliche Verstand für diesen Begriff unzulänglich ist? Und doch muss diese gewaltige Wirkung eine Ursache haben! Aber trotzdem diese Ursache für uns unfassbar ist, muss sie dennoch existieren! Wissen wir denn, was Kraft ist? Und doch müssen wir sie in unendlich mannigfaltigen Formen anerkennen!

Läge etwas Ungereimtes darin, wenn wir annehmen, dass eine unbegreifliche Geistesmacht mit dem Attribut aller Kräfte in unfassbaren Potenzen dieses Weltenbild in uns schuf und so lange in uns erhält, als alles bei uns wohl steht?

Ich fühle unmittelbar, dass ich mich mit dieser Anschauung zufrieden geben muss.

Wenn nun diese Kräfte-Eigenschaft in einem Raume, wie unser winziger Erdenwinkel, ununterbrochen wirkt, so dürfen wir ferner mit Recht annehmen, dass sie im ganzen All, ja hier und dort gewiss noch intensiver wirkt und Erhabeneres hervorbringt.

Ebenso sind wir zu der Annahme berechtigt, dass diese Schöpfungskraft über Zeit und Raum hinausgeht. Zeit und Raum sind für uns Anschauungsformen. Wir können dieses in Bezug auf die Schaffenskraft wörtlich nehmen. Was sie hervorbringt, kann sie für unsere Wahrnehmung je nach Art und Charakter der Formen für eine kürzere oder längere Periode schaffen, wie sie dieses analog auch in räumlicher Be-

ziehung thun kann. Verschwindet die Wahrnehmbarkeit der Form für uns oder löst sich diese letztere überhaupt wieder auf, so dürfen wir uns durchaus nicht der Auffassung nähern, als wäre die Kraft gleichzeitig mit verschwunden und ebenfalls der Vergänglichkeit anheim gefallen.

Es ist evident, dass die Schöpfungskraft in ewigem Kreislauf wirkt. —

Da diese Kraft immer und an allen Orten nur Zweckmässiges schafft, so tritt für den denkenden Menschen die Überzeugung zu Tage, dass hinter ihr eine leitende Intelligenz verborgen ruht, dass sie mit Selbstbewusstsein erfüllt ist. Glauben wir auch irgendwo eine Unzweckmässigkeit zu erblicken, so können wir, trotz thatsächlichem Vorhandensein derselben, nach reiflicher Prüfung und exakter Beobachtung zu dem Resultate gelangen, dass wir es nur mit einem vorübergehenden Zustande, einer Durchgangs-Periode, einer Krisis zu thun haben, oder dass wir die Schaffenskraft an jenem Punkte einzig nur in ihrem sich gerade vollziehenden Schöpfungs-Akte belauschten.

Aber nicht allein, dass die Schöpfungskraft das Zweckmässige ohne weitere Eigenschaft hervorbringt, ihm keine weiteren Mittel zu seiner Ausübung mitgiebt, o nein, sie macht dem zweckmässig Erschaffenen die herrliche Naturkraft zum Geschenke. Mit diesem Geschenke verpflichtet sie das Erschaffene zur Bethätigung. Die Naturkraft, sie ist die Tochter der Schöpfungskraft. Die Naturkraft ist uns näher; sie wirkt für uns wahrnehmbarer und verdichteter; sie ist die Seele der grobstofflichen Welten. Mit ihr hat die Menschheit vornehmlich zu rechnen; diese kann sie zu ihrem Freunde oder Feinde machen. Wie höher ein Mensch auf ethischer und intellektueller Stufe steht, um so mehr ist er in den Stand gesetzt, die Naturkraft zu beherrschen und sie zu seinem Diener zu stempeln. In dieser beherrschenden Gewalt erblickt der Uneingeweihte ein Wunder, oder selbst sogar die Zuhilfenahme oder Einmischung einer reinen Gotteskraft.

Ich erachte daher ein direktes Eingreifen sogenannter Gotteskraft ohne jede Vermittlung als unwahrscheinlich, ohne damit aber das Eingreifen einer solchen überhaupt bestreiten zu wollen. Ich lasse dieses Eingreifen bestehen; jedoch glaube ich das Geschehen nur durch Umsetzung oder Zuhilfenahme von Naturkraft und beim Vorhandensein hierzu geeigneter Bedingungen als eintretend acceptieren zu dürfen.

Ist doch die Naturkraft aus Gotteskraft hervorgegangen!

Meinen Gedankengang immer weiter verfolgend, konnte es nicht unterbleiben, dass er mich endlich direkt auf die innere Frage hinführte: Aus welchem Grunde mag wohl die Schaffenskraft eine Schöpfung hervorgerufen haben?

Dass sie einen Zweck verfolgt, dafür bürgt mir ihre Gesetzmässigkeit, ihre Unwandelbarkeit, ihre unverkennbare Periodicität und ihr unifizierendes Wirken.

Sie schafft Formen und Verhältnisse und erhält sie entsprechende Zeitperioden, um sie schliesslich dem Untergange zu weihen. Somit können die Form und die Verhältnisse nicht der Zweck, sondern nur ein Mittel zum Zwecke sein.

Sollte hierdurch die Schöpfungskraft nicht ein Etwas modifizieren, läutern oder vergeistigen wollen?

Oder schuf die Kraft die Welt, um sie als Wirkungsfeld für eine höhere Kraft (Gotteskraft) vorzubereiten?

Wenn wir die Schöpfungsstufen von den uns erkennbaren Anfängen bis hinauf zum Menschen verfolgen, so drängt sich der Gedanke mit brutaler Gewalt uns auf, als sei das Bestehende für den Menschen erschaffen. Ihn scheinen die pulsierenden Kräfe zu höheren Zwecken führen zu wollen, und dass diese Zwecke von der denkbar höchsten Bedeutung und Wichtigkeit sein müssen, dieses beweist uns ihr massiger Aufwand in Evolution und Revolution seit Äonen.

Sollten wir Menschen dazu berufen sein, jene reine Gotteskraft in hohem Masse in uns aufzunehmen? sollten wir dazu vorbereitet werden, einst ein Tempel des Allerhöchsten, Erhabenen und Unbegreiflichen zu sein?

Haben wir nicht Stunden, in denen wir in unserem Innersten eine geheimnisvolle Stimme zu hören wähnen, anfänglich unklar, verworren, dann immer bestimmter und deutlicher, ja oft einer unwiderstehlichen Suggestion gleichend? Und wenn wir unseren Eigenwillen nach Gutdünken nicht durchsetzen können, gebärden wir uns gegenüber jener Stimme nicht oft gleich unmündigen Kindern, trotzend und beleidigend?

Oder wenn tiefes Elend über uns hereingebrochen ist, suchen wir nicht händeringend Schutz und Hilfe bei jener Stimme, die wir in glücklichen Tagen als Einbildung betrachteten?

Sollten wir über deren Wesen noch Zweifel hegen?

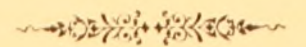
Es ist Gott, ist die Gottheit selbst, die uns ermahnt, droht und tröstet, die mit unwiderstehlicher Gewalt in uns Besitz ergreifen, in uns Wurzel fassen, uns zu sich an ihre Brust reissen will!

Und ist diese Gottheit in der That so unbegreiflich, so unfassbar?

Mit dem Verstande ja; mit dem Herzen habe ich sie aber erkannt als meinen Schöpfer und Wohlthäter.

Dunkle Nacht ist hereingebrochen! — Balsamische Luft kühlte meine heissen Schläfe! — Geheimnisvolles Rauschen durchzitterte den Waldes-Dom! —

Ich stand auf, die Stätte mit unaussprechlichem, innerem Frieden verlassend, gleichsam als hätte ich einem Gottesdienste beigewohnt.



Das dritte Gebot.

Betrachtet von Peter Christoph Martens.

Das dritte Gebot ist wie die übrigen Gebote des Dekalogs direkt an die Israeliten gerichtet und nimmt auf sie besonders Bezug.

Im mosaischen Text befiehlt der Herr dem Volke, sechs Tage zu arbeiten, wie er selbst sechs Tage gearbeitet habe, am siebenten Tage aber zu ruhen und ihn zu heiligen, auch sein Gesinde und Vieh ruhen zu lassen.

Dreierlei ist hier also den Israeliten geboten: Fleiss, Ruhe und Gnädigkeit.

Fleissig sollen die Israeliten sein und ihr Werk schaffen. Fleiss und Arbeitsamkeit ist dem Menschen nötig und heilsam. Deshalb gebot Gott an der Pforte des Paradieses: »Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen« und gebietet hier wieder den Fleiss. Um dieses Gebot einzuschärfen, spricht er: In sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht.

Ruhe ist das zweite Stück des Gebotes. Es heisst: Am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; da sollst du kein Werk thun! Dieses Stück wird noch begründet mit dem Wort: Und (Gott) ruhete am siebenten Tage. — Hat Gott je geruht in der Weise, als wenn wir die Hand in den Schoss legen und aus Langweile gähnen? Nein, nimmermehr. Gott wirket bisher und wird wirken in Ewigkeit ohn Unterlass. Aber das gewöhnliche Wirken und Schaffen soll sich scheiden vom höheren Heilsschaffen. So sollten die Israeliten sechs Tage arbeiten und den siebenten heiligen.

Gnädigkeit. Der Herr ist gnädig und gewährte seinem Volke den siebenten Tag zum Ausruhen vom Broterwerb zum Heile. So soll es wiederum gnädig sein dem Gesinde und Vieh.

Das dritte Gebot gilt auch uns, gilt allen Menschen, auch den Christen. Doch hat die Kirche es in eine andere Fassung gebracht:

»Du sollst den Feiertag heiligen!«

Feiertag. Was ist Feiertag?

Feiertag ist Ruhetag. Da sollen wir ruhen, ruhen vom Bauen des Ackers, vom Mahlen, Bauen und Weben. In sechs

Tagen sollen wir schaffen für Nahrung, Kleidung, Wohnung, für das, was unser Körper verlangt. Am Feiertage sollen wir von solchem Schaffen ruhen.

Feiertag ist Ruhetag auch insofern, dass wir ihn nicht vergeuden dürfen mit Zeitvertreib und Sünden. Unsere Zeit ist kostbar, ist von Gottes Gnaden; wir dürfen den siebenten Tag nicht verschwenden, weder durch müssige Ruhe, noch durch sündigen.

Feiertag ist Heilstag. Du sollst den Feiertag »heiligen«. Wie ist das zu machen? Gott ist heilig, ist das Heil. Wir sind seines Geschlechts, seines Odems. — Wir sind auf dem Wege zu ihm zum Heile. Jeder Schritt, jeder Pulsschlag, der uns ihm, seinem Wesen nähert, ist Heiligung. Diese Heiligung ist etwas Hohes, Herrliches, »Feierliches«. Feiern heisst heiligen; Feiertag ist Heilstag.

Feiertag ist der siebente Tag. Doch die kalendermässige oder agendenmässige Zählung ist nur äusserlich. Wir leben äusserlich in der Welt. Und deshalb ist es nötig, dass wir auch äusserlich zählen, und mit der Kehle rufen: »sieben«, den Spaten mit Geräusch in die Ecke stellen und an die Glocken schlagen: »Bum« — »Ruhe!« So werden wir gezwungen, äusserlich zu ruhen. Aber gar manches äusserliche Schaffen ruht auch am Ruhetage nicht, und Allotria erheben sich stärker oft als in den sechs Tagen.

Der Feiertag ist der eine ewige Tag. Er begann, als das Heil begann, und wird enden, wenn das Heil endet, also nie. Gott ist das Heil. Gott wirket ohne Unterlass, wie sein Sohn bezeugt. Gott wirket äusserlich in der Materie, und er wirket innerlich im Geiste. Das äusserliche Wirken tritt den Menschen anschaulicher entgegen als das innerliche; deshalb schied Moses 6 und 1. Doch wir wissen, Gottes Heilswirken ist das grösste, ist eigentlich das einzige Wirken. Von ihm, in ihm und zu ihm sind alle Dinge. Vom heiligen Gott ist alles ausgegangen, zu ihm muss alles kommen; stets und ständig heisst es wandern, heiligen. Ruhe ist nur materiell, äusserlich: es giebt nur einen ewigen Feiertag.

Du sollst den Feiertag heiligen. »Du!« hörst du, mein Bruder? du sollst heiligen.

»Du!« gilt auch mir. Hörst du, mein Herz? hörst du? Heiligst du den Feiertag Gottes des Heiligen? Du bist seines Odems. Bist du auf dem Heilswege und nicht in der Irre?

Gedenke Gottes immerdar!
Und strebe ohne Rast und Ruh
Am siebten Tag dem Himmel zu!
Und lasse strahlen hell und klar
Den Siebten auch die Sechse durch,
So gehst du ein in Gottes Burg.
Amen.

Biographia Antiqua.*)

Von F. W. Krippner.

Salomo als Weiser betrachtet.**)

I. Salomo, berühmt als Verehrer der Weisheit.

Es gab zu allen Zeiten gewiss nur äusserst wenig Menschen und noch kleiner ist die Zahl der Führer ganzer Völker, von denen sich mit Grund und Fug behaupten lässt, dass sie Weisheit gesucht, mit Ernst gesucht und ohne Eigennutz geliebt haben.

Ein König dieses Namens und Rufes ist daher schon an sich eine der seltensten und merkwürdigsten Erscheinungen.

Salomo liess sich das Studium einer Weisheit — noch unentschieden welcher — so sauer werden, als wohl von irgend einem Menschen gesagt werden kann, ja er liebte sie schon in der Blüte seiner Jahre, gleich einer leibhaften Göttin himmlischer Reize, und wenn Plato in die unnennbaren Schönheiten der Tugend in concreto entzückt ist, so scheint der Liebling Jerusalems gegen das abstrakte Bild der Weisheit den feurigsten Enthusiasmus gefühlt zu haben.

Durch diesen begeistert, spähte er den angenehmen Wegen derselben und ihren verborgenen Gängen gleich tief vergrabenen Schätzen nach, und indem er ihre Ausbeute höher als alle Pretiosen schätzte und das Glück ihres Umgangs für die köstlichste Würze des Lebens hielt, pries er diese Tochter des Himmels mit hohen angenehmen Worten und lieblichen Bildern, um sein Wohlgefallen an der göttlichen Schönheit auch anderen mitzuteilen.***)

Man müsste die Schriften seines Namens ohne Nachdenken gelesen haben, wenn man an seinem Ernst und Eifer, weise zu werden, und an seiner Liebe für etwas, das ihm über alles Wert zu haben schien, im mindesten zweifeln wollte.

Wenn jener Einfall Gracians, wonach man jetzt mehr Einsicht und Erfahrungsklugheit nötig habe, um mit Ehren durch die Welt zu kommen, als die sieben Weisen des alten Griechenlands zusammengenommen, eben so wahr als witzig wäre, so würde der Ruhm der Salomonischen Weisheit, die zu ihrer

---

*) Wir vollenden mit dem nachfolgenden Aufsatze die Reihenfolge der bereits im 8. Jahrgange über Salomo erschienenen Artikel. Die Redaktion.

**) Aus J. F. Kleuker, Salomonische Denkwürdigkeiten. Riga, 1785.

***) Sprüche 1, 8 u. f.; 2, 4—6; 3, 4—18.

Zeit für göttlich galt, im Vergleich mit dem, was in unseren Tagen auch nur auf den Namen einer vollkommen menschlichen Anspruch machen kann, vielleicht in lächerlicher Zwerggestalt erscheinen.

Es ist allerdings wahr, dass der Ruhm eines Weisen etwas nach Zeiten, Orten und Umständen sehr Wandelbares ist. Indessen hat es doch zu allen Zeiten kluge und dumme Menschen gegeben, deren beträchtliche Unterschiede auch immer bemerkt wurden.

Der blosse Ruf und Name eines Weisen mag daher noch so unbestimmt sein als er will, so liegt doch immer bei dem, der ihn führt, eine gewisse Vortrefflichkeit zu Grunde, die sich auch zu jeder Zeit und in jeder Lage als solche bewähren würde.

II. Zeugnisse hierüber und deren Beurteilung.

Wenn man bloss auf Zeugnisse — wir wollen nicht sagen des späteren Nachruhms, sondern der seiner Zeit bauen dürfte, so schiene die Weisheit Salomos gesicherter, als irgend eines Sterblichen.

Jene Bitte um eine nicht änigmatische, sondern Menschen regierende Weisheit, die ihn in den Stand setzte, die Angelegenheiten eines zahlreichen Volkes zu führen, war allerdings der klügste Einfall, der in das Herz eines Königs kommen konnte, welcher dem Grundsatze huldigte, »dass die Furcht Gottes der Weg und Anfang aller Weisheit sei«, denselben mit Überzeugung glaubte und für die Summe aller Lehren hielt.

Wie sehr es dem angehenden Könige um diese Bitte Ernst gewesen, sollte man aus dem Wohlgefallen und der Erhörung des Gottes schliessen, der nicht nach dem Ansehen der Person giebt und nimmt, sondern die Herzen ergründet.

Jenes Urteil des delphinischen Appollos, wonach Sokrates für den Weisesten der Sterblichen erklärt sein soll, findet eher Glauben, als das Urteil des Gottes der Götter, der dem Weisen seines Volkes einen Verstand ohnegleichen unter den Königen vor und nach ihm zuerkannte, ob dieses gleich von höherer Bedeutung ist.

Wenn in menschlichen Dingen die Stimme des Volkes auch etwas bedeutet, so gereicht es dem israelitischen vielleicht zur Ehre, dass es an seinem Salomo mehr die richterliche Kunst glücklicher Entscheidungen, als änigmatische Spiele bewunderte und bloss in Rücksicht auf jene denselben mit einem der Engel oder Elohim verglich (1. Kön. 3, 28), vor dem sich, wie der Geschichtsschreiber sagt, ein jeder fürchtete und dessen Schärfe des Geistes bewunderte.

Das Lob einer Sibylle aus Saba,*) welche in den Weisen Israels mehr gefunden haben wollte, als die Fama je zu seinem Ruhme sagen könnte, mag vielleicht eben so unsicher als übertrieben sein.

Jedoch die Versicherungen eines prophetischen Geschichtsschreibers scheinen weniger verdächtig, weil er sich durch den Glanz des Salomonischen Ruhmes nicht blenden liess, auch seine schwache Seite zu rügen.

Da dieser nun versichert, dass die Weisheit, welche Gott Salomo ins Herz gegeben, und die Freudigkeit seines Geistes so gross und zahlreich wie der Sand am Meere war, dass er alle Weisen Arabiens und Ägyptens, welche damals vor allen anderen berühmt waren, alle Menschen seiner Zeit und alle begabten Lehrer und Dichter seiner Nation übertroffen habe; dass seine Weisheit von allen benachbarten Völkern bewundert und durch Gesandtschaften begrüsst worden (1. Kön. 4, 29—34; 10, 23—24), und dass er endlich neben 3000 Denksprüchen und 1005 Liedern, die er ersonnen, alle Naturreiche zum Gegenstande seiner Muse gemacht habe, so sieht man zufolge dieses prophetischen Zeugnisses und Urteils, vorausgesetzt, dass der Prophet richtig urteilte, dass Salomo in allem, was damals als orientalische Weisheit galt, mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen erfahren gewesen sei.

Die Vergleichung mit dem Sande des Meeres will nach dem Sprachgebrauche der Bibel sehr viel sagen. David gebraucht dieses Bild, um die Unermesslichkeit der Einsichten und Gedanken Gottes zu bezeichnen, so wie er durch den gerühmten Vorzug vor den Weisen Arabiens und Ägyptens gleichfalls sehr erhoben wird, weil gerade diese beiden Völker vor anderen in dieser Hinsicht berühmt waren.

III. Beurteilung seiner Weisheit nach seinen Schriften.

Wenn nun alle diese Zeugnisse nicht nur mit seinem eigenen Bekenntnisse, »dass er sich auf alles appliziert habe, was unter der Sonne geschieht, um den Grund davon auszufinden, dass er mehr als alle, die vor ihm in Jerusalem gelebt, Weisheit und Erkenntnis erlangt und darüber nachgedacht habe«, sondern auch mit seinem Leben und seinen Schriften verglichen werden, so wird es nicht schwer fallen, die Art und den Umfang seiner Kenntnisse sowohl, als den eigentlichen Charakter seines gewiss fruchtbaren Geistes zu bestimmen.

Dass er dem Dienste des einzigen, wahren Gottes untreu geworden, war freilich sein grösster politischer Fehler als König Israels, der aber doch nicht sowohl eine Folge seiner

*) Siehe Abschnitt I, Kap. XVI.

Unwissenheit und Dummheit, als vielmehr einer Leidenschaft war, der er unterlag und die ihn desto schwächer machte, je mehr er sich ihr hingab.

Ausserdem finden sich während seines königlichen Lebens keine Handlungen aufgezeichnet, die man eigentliche Sottisen nennen könnte.

Er wusste sich durch Schlauheit von Anfang an zu sichern und durch kluge Massregeln so sehr zu empfehlen, dass man ihn allgemein verehrte, obgleich er dem Volke Anlass gab, mit ihm unzufrieden zu sein, was auch wohl geschehen sein würde, wenn er die Härte neuer Auflagen und Zwangsdienste nicht durch den Schein der Religion zu mildern gewusst hätte.

Dass er während seiner Regierung keine Empörungen unter seinem Volke selbst erlebte, dem es sonst weder an Herz noch an Vermögen dazu fehlte, scheint so viel von der Kunst, sich beliebt zu machen, und eine solche Überlegenheit des Geistes vorauszusetzen, wie keinem Könige Israels je zu teil geworden ist.

Eben dieses gilt auch von seinen Verhältnissen gegen Auswärtige und Könige benachbarter Völker, welche ihm gern dienten und bei denen er überhaupt in nicht geringer Achtung stand.

Was aber seine Schriften betrifft, die noch einige der besten Blüten seines erfindungsreichen, scharfzeichnenden und poetischen Geistes zeigen, so lernt man ihn hauptsächlich von drei Seiten kennen.

Seine Lieder der Liebe enthalten echte Proben alles dessen, was die Liebe Schönes, Unschuldiges, Natürliches, Reines und Starkes hat. Sie zeigen den König Salomo von einer Seite, die wahrlich nicht seine schwächste war, aber doch so, dass man den König lieben möchte, der so von der Liebe sang.

David genoss die Liebe auch in sehr starken Zügen, aber er scheint sie nie besungen zu haben. Freundschaft und Gottheit und Heldengeist waren das einzige, was er mit Würde besingen zu können glaubte.

Die sinnreichen Denksprüche Salomos sind eine Blumenlese des Menschen beobachtenden Geistes von der edelsten Art.

Ausser den feinsten und scharfsinnigsten Bemerkungen eines Geistes, der überall sann und auf seine Weise erfand, enthalten sie beinahe alles, was damals als Meisterstück des Genies und des Geschmackes galt. Die treffendsten Gleichnisse und reichhaltigsten Bilder vereinigen sich darin.

Wie David durch seine Psalmen den Geist der Israeliten zu starken Empfindungen der Religion erhob, so Salomo durch seine klugen Denksprüche (die schon deswegen nicht leicht einen vollkommenen Übersetzer finden, weil ihr Sinn hier und

da ebenso versteckt ist, wie die Weisheit im Hinterhalte ihres heiligen Tempels) zur Klugheit des Lebens.

Durch diese spielenden Versuche seiner änigmatischen Weisheit trug er eben so sehr zur Übung im Nachdenken bei, als sein Vater durch den Heldengeist, welchen er atmete und einflösste, den Namen seines Volkes achtungswürdig und furchtbar machte.

Gerade hier zeigt sich der Salomonische Geist von seiner edelsten Seite, milde, friedlich, menschlich und sittlich, als ein aufrichtiger Bewunderer und Erforscher derjenigen Weisheit insbesondere, die aus der unerforschlichen Einrichtung der Natur und aus der Anlage aller Werke Gottes im grossen wie im kleinen hervorleuchtet.

Diese Denksprüche enthalten die ernstlichsten und dabei liebkosendsten Ermahnungen zur Weisheit, welche Salomo mit den anziehendsten Reizen und dem schönsten Lichtgewande umkleidet und besonders ihre hohe Abkunft und Erstgeburt vor allen Dingen rühmt.

Sie ist das Licht des Lebens und der Führer zu allen klugen Entschlüssen und segensvollen Handlungen. Jeder, der sie sich zum hohen Ideal und Muster erwählt, findet durch sie das wahre Leben, eine beständige glückliche Ruhe des Geistes, glückliches Alter und Wohlstand, Zuversicht und festen Mut bei jedem Vorhaben.

Sie schützt vor allem gegen die gefährlichen Schlingen und unheilbringenden Übel der verbotenen Liebe, deren Pfade zum Abgrunde führen und keinen Rückweg gestatten.

Für sie soll man alles verkaufen, was man hat, um sie zu gewinnen, denn sie ist die wahre Krone des Hauptes, die beste Würze des Lebens.

Sie erleuchtet den Pfad des Gerechten, wie die Morgenröte bis zum höchsten Mittage. Sie ist das Licht aller wahren Könige, Gesetzgeber und Landesrichter.

Das Eigentum und die Gespielin Gottes, selbst beim Anfange seiner Schöpfung, sie führte alles, was dem Schöpfer Ehre macht und den Menschen wohl thut, mit aus. Sie ladet überall zu sich ein, aber mit Bescheidenheit, ohne sich aufzudrängen, daher soll man auch vorsichtig mit ihr zu Werke gehen, sie nur an sittlich Reine, nicht an Spötter, Narren und Religionsverächter verschwenden.

Sie stillt jedes Verlangen des bescheiden Wünschenden, lehrt die wahre Mässigung und goldene Mittelstrasse zwischen der Voreiligkeit und lauernder List, woraus nur Thorheiten entstehen, den wahren Gebrauch der Zunge, des Wortes und der Rede, wie auch der Güter dieses Lebens.

Sie zeigt ihrem Freunde, wie er sich in allen Dingen beschränken müsse, und macht, dass er seine Einsichten zu ver-

bergen weiss. Sie gleicht bald einem hervorsprudelnden Quell, bald einem tiefen See.

Die Selbstbeherrschung, welche sie lehrt, übertrifft an Wert die heldenmütigsten Thaten der Ländereroberer und Städteerstürmer.

Sie verachtet alles Krumme und Schielende, das nur ängstliche Furcht und schleichende Sorgen gebiert.

Sie macht das Herz des Menschen lenksam, der Liebe, welche alle Vergehen mit Milde bedeckt, und der wahren Zucht fähig, die der einzige Weg zum Glücke des Lebens ist.

Sie ist eine Quelle des Lebens und ein Geist, der von den Lippen des weisen Verstandes trieft.

Sie lehrt die wahre Selbsterkenntnis, denn sie ist Selbsterkenntnis, wie die Thorheit des Unverständigen Selbstbetrug. Wo sie in einem Staate blüht, da giebt es viele gute Ratgeber, und diese machen ihn glücklich.

Bei dem frohen Mute, welchen sie verleiht, hat die Seele lauter festliche Tage. Sie weiss die Anschläge der Menschen tief herauszuholen und bringt zum Vorschein, was einem tiefen Wasser gleich im Herzen verborgen ist.

Sie leitet auch den Geist des Königs, dass er unerforschlich ist wie des Himmels Höhe und der Erde Tiefe. Vor allem aber erfordert sie ein offenes, feines Ohr und emsiges Nachdenken.

Alle diese Vorstellungen lehren, wie sehr es ihm darum zu thun gewesen, Liebe für die Weisheit zu erwecken, und diese Weisheit, die er mit so viel Innigkeit und Vatermilde anpreist, ist keine andere, als die sich — welches er nicht genug wiederholen kann — auf die Anbetung und Furcht Gottes gründet, welche der Grund und Anfang aller Weisheit ist.

Gott allein lehrt rechte Weisheit, und Gottesfurcht ist wahrer Verstand.

Dieser Gottessinn ist gerade das, was die Weisheit demütig erhält und vor Selbsterhebung und Übermut bewahrt.

Niemand wird ohne die Weisheit, welche zugleich Gottesfurcht in sich schliesst, ein Vertrauter Gottes, dessen Geheimnisse bloss dem, der lautern und einfältigen Herzens ist, offenbar werden, denn gerade sie, die Gottesfurcht, bewahrt das Herz, woraus alle menschliche Glückseligkeit entquellen muss, wenn sie da sein soll.

Der Religionsspötter sucht daher Weisheit und findet sie nicht, er bleibt der wahre Narr, denn es fehlt ihm die lebendige Quelle, der Geist der Religion, der allein ein Volk empor bringt, sowie Abgötterei die wahre Schande der Völker ist.

Da alles am Ende doch von Gott abhängt und der Mensch zwar Pläne macht, aber Gott allein das Gelingen oder Misslingen derselben bestimmt, so ist das beste, Gott sein Thun

und Lassen zu empfehlen und ihn bei allen Unternehmungen vor Augen zu haben, damit in den Entwürfen nichts Ungerechtes sei.

In Absicht dieses Grundsatzes, der dem Salomo überall so gegenwärtig war, dachte er der Religion seiner Väter sehr gemäss, dass man sich wundern muss, warum er nicht gesucht hat, sein ganzes Leben hindurch demselben treu zu bleiben, da er doch von wenig allgemeinen Grundsätzen eine so lebendige Überzeugung gehabt zu haben scheint, als gerade von diesem.

Allein die Gewalt einer Leidenschaft, die über ihn zu viel vermochte, verdunkelte jene Überzeugung, indem sie sein Herz umstimmte.

Daher kommt es auch, dass niemand die Gefahr einer ungemässigten und ungerechten Liebe besser schildern konnte, als er, da er gerade von dieser Seite am schwächsten war.

Er kannte das Sirenengift des verbotenen Weibes, deren Süssigkeit sich in Wermut verwandelt und deren Ölglätte zu scharfen Dolchen wird.

Doch scheint er gegen die verbotene Liebe, welche ungerechte Eingriffe in das Eigentum eines anderen thut, viel gesicherter gewesen zu sein, als sein Vater, überhaupt hatte er darin auch einen viel feineren und ausgesuchteren Geschmack als jener.

Salomo zeigt sich also in seinen Densprüchen als ein sinnreicher Lehrer des Volkes von scharfem Geiste, feiner und tiefer Menschenbeobachtung und mannigfaltigen Einsichten.

Aus seinem Prediger hingegen lernt man ihn mehr kennen, wie er in den Stunden des ernstesten Nachdenkens und bei trüber Laune in und gegen sich selbst war, als einen Weisen, der alle Wege der Glückseligkeit versucht, alle Arten der Freude genossen hatte und folglich über den verschiedenen Wert der Dinge, was sie dem Menschen gewähren und nicht gewähren, aus Erfahrung urteilen konnte.

Dieses Buch, welches gewissermassen die Summe seiner Erfahrungen und Beobachtungen enthält, zeigt den denkenden Kopf und tiefen Beobachter von mehr als einer Seite.

Besonders wird es dadurch unterhaltend, dass es mit beständigen Seitenblicken auf das Thun und Lassen der Menschen in die Tiefen des menschlichen Herzens dringt.

Über den Anfang und das Ende der Werke Gottes nachsinnend und zwar in Beziehung auf den Menschen, der ein sehr bedeutendes Glied in der grossen Kette der Wesen ist und durch eine ganz eigene innere Triebkraft gezogen wird, über das Ultimato aller Dinge nachzudenken, bemerkt er insbesondere das in jedem menschlichen Herzen tief vergrabene Verlangen ins Unendliche, welches macht, dass er so wenig in einem Teile der Natur als in seiner eigenen

Betriebsamkeit Befriedigung und Vollendung findet, ob er gleich in tausend Dingen, nach welchen er unablässig strebt, ein unbekanntes Gut aufsucht, wovon er den Mangel und das Bedürfnis fühlt, so findet er doch in allem nichts Bleibendes, sondern nur einige kleine Ruhepunkte und vorübergehende Freuden, welche, mit frohem Mute genossen, den unvollendeten Wert dieses Lebens ausmachen.

Daher bei allen Zergliederungen des vergänglichen Kreislaufes der Dinge kommt immer die Frage wieder zum Vorschein: »Was bleibt dem Menschen davon?«

Alle Gegenstände menschlicher Begierden, Schätze und Denkmale des Nachruhms, alle Arten von Versuchen und Betriebsamkeiten gewähren oft nagende Sorgen, aber nichts Bleibendes und Beständiges.

Nach allen Bemerkungen und den daraus gezogenen Grundsätzen über den verhältnismässigen Wert und Unwert der Dinge ist auch dieses Buches endliche Summe und das Ende aller Rede: »Fürchte Gott und halte seine Gebote, worauf alles ankommt, weil Gott dereinst auch das Verborgenste ans Licht bringen wird.«

Dies hielt der Weise Israels für die goldenste Maxime, bei aller Schwierigkeit, die Wege Gottes auszufinden, und der Unmöglichkeit, die Krümmungen in der Schöpfung auszugleichen.

Wenn man den Geist Salomos aus dem Prediger und den Denksprüchen seines Namens studiert, so überzeugt man sich leicht von der Wahrheit dessen, was er (Pred. 12) von sich selbst sagt, »dass er als Weiser sein Volk Erkenntnis gelehrt, allen Dingen nachgeforscht und seine Kunst dazu angewandt habe, viele Sagen und Lehren der Weisen zu geben, liebliche Einkleidungen zu treffen und mit feinem Griffel die Worte der Wahrheit zu schreiben, die wie Pfeile und Stacheln sich tief eingraben.«

Salomo war gewiss ein Mann von feinen Sinnen und scharfem Verstande, ein beständig denkender Kopf und sehr beobachtender Geist.

Die Blüte seiner Jahre zeigt lauter Freudenspiele, Genuss der Liebe, sinnreiche Erfindungen, Wohlgefallen an Pracht und glänzenden Unternehmungen.

So lange er konnte, genoss er die Freuden des glücklichsten Lebens, wie es keinem Könige Israels zu teil ward.

Nachdem er aber wegen seines Übermasses in Befriedigung einer Leidenschaft, die Königen von jeher so gefährlich ward, gegen das Ende seiner Tage in tiefen Ernst versank und Wolken der Schwermut seinen Horizont trübten, hatte er nicht wenig Ursache, die Unzulänglichkeit aller Dinge mit überzeugendem Nachdrucke zu lehren, und seine Mutlosigkeit

scheint durch die trübe Aussicht, wie es nach seinem Tode gehen würde, nicht wenig verstärkt worden sein.

Wenn man ihm das Verdienst, zur Bildung seines Volkes nicht wenig beigetragen zu haben, mit Grund nicht absprechen kann, so hatte er vielleicht sehr wenig von dem, was ihm ein später und zweideutiger Nachruhm beilegt.

Da aber jede Klasse von Menschen, die sich um die Gunst der Göttin Sophia bewerben, die Reihe ihrer Ahnen gern bis ins graue Altertum zurückführt, so hat man sich auch nicht zu wundern, woher es gekommen, dass man dem bewunderten Salomo wegen seiner zum Sprichwort gediehenen Weisheit in allen folgenden Zeitaltern gerade alle die Theorien verborgener Einsichten und praktischer Geheimkunden, die immer in vorzüglicher Achtung standen und vor allen anderen Wert zu haben schienen, im vollkommensten Verstande zuerkannt hat.

Dadurch entstand denn ein ganz anderes Bild, als was seine Schriften zeigen.

Wir wollen diese zum Teil sehr seltsamen Augmenta sapientiae Salomonicae etwas näher betrachten.

IV. Nach den Traditionen des Buches der Weisheit.

In den Jahrhunderten nach der Gefangenschaft galt Salomo, wie man aus dem Buche der Weisheit sieht, dessen Verfasser die Tradition seiner Zeit und Schule vor Augen hat, bereits für den vollkommensten Encyklopädisten und Pansophen. Daher das Bild der Weisheit, welches nach dem Verfasser dieses sonst merkwürdigen Buches als die göttliche Schöne dargestellt wird, deren Gunst Salomo gesucht und erhalten habe, bereits Züge enthält, die man an dem ursprünglichen vergeblich sucht, obgleich es bei weitem noch nicht so monströs ist, als die viel späteren Sophiae Salomonis.

Nach diesem Buche erhielt Salomo auf sein Gebet eine Weisheit, deren Glanz nie verbleicht und die er über alle Schätze der Welt liebte, mit der dem Menschen alles Gute in jeder Art zu teil wird, die zur Gemeinschaft mit Gott führt, und weil sie von Gott selbst abstammt, ein Licht über alle Dinge verbreitet — — eine Weisheit, die eine Meisterin aller Künste und eine Lehrerin alles Verborgenen ist, ein Hauch der göttlichen Kraft, ein Strahl der Herrlichkeit des Allmächtigen, ein Abglanz jenes ewigen Lichtes, das, einem unbefleckten Spiegel gleich, das Bild der Kraft und Allgüte des Unsichtbaren ganz darstellt, die von jeher eine Vertraute und Teilnehmerin der göttlichen Allwirksamkeit war, durch die Gott Himmel und Erde bildete und die als Ausfluss Gottes der Glanz seines ewigen Thrones ist,

allsehend, alldurchdringend, durch nichts zu verunreinigen, durch ihre Einheit alles Mannigfaltige ans Licht bringend, deren Kraft durch die verschiedenen Arten des Lichtes der Sonne und Sterne nur schwach abgebildet wird.

Diese Weisheit war es, in deren Licht Salomo, wie ihn der Verfasser sagen lässt, alle Dinge erkannte, so dass er den Ursprung alles dessen, was diese Welt in sich fasst, die Kraft der Elemente, der Zeit Anfang und Revolutionen, alle Wechsel des Himmels und Luftkreises, die Naturen der Pflanzen und Tiere, alle Charaktere und Verborgenheiten des Menschen erkannte (Buch d. Weish. Kap. 7—10).

Lauter Vorstellungen einer Universalweisheit von so erhabenen und grossen Attributen, als je ein Pansoph seiner Wissenschaft der Wissenschaften beilegen konnte.

Denn das Licht dieser Weisheit soll seiner Natur nach göttlich und ohne Anfang sein, einfach, und eben dadurch alles Mannigfaltige offenbarend, so dass man alle Naturen und Veränderungen der Dinge erkennt und damit einen Schlüssel der Erkenntnis hat, wie es sonst keinen gibt.

Hieraus scheint nun zweierlei zu folgen. Erstlich, dass man um die Zeit, als der Verfasser dieser Weisheit Salomos schrieb, bereits wirklich die Idee von einer so wunderthätigen Weisheit oder Wissenschaft schlechthin gehabt, und zweitens die Salomonische für keine geringere als diese gehalten hat.

Wenn der Verfasser dieses Buches nach den Traditionen seiner Zeit geschrieben hat, so lässt sich allerdings fragen, wie und woher diese Überlieferung oder Dichtung entstanden sei; und besonders fragt es sich, ob Salomo selbst unter der Weisheit, welche er so emsig gesucht und welche zu finden er für so schwer gehalten haben soll, blosse Denksprüche oder Sinnspiele verstanden, oder eine gewisse *compacta soliditas et substantia*, wie Schindlers das hebräische Wort für die Salomonische Weisheit erklärt,*) für möglich gehalten und sich dieselbe von allen änigmatischen Einkleidungen ebenso verschieden und unabhängig gedacht habe, wie Form und Sache überall verschieden sind?

Man könnte geneigt sein, in gewisser Absicht das letztere zu glauben.

Denn obgleich jene Formen der künstlichen Einkleidung auch mit zur Weisheit, die aller Künste Meisterin ist, wie der Verfasser sagt, gerechnet werden, so waren sie doch wohl nicht der ganze Gehalt dessen, dem Salomo wie den vergrabenen Schätzen nachgespürt haben soll.

Viele glauben sogar, dass alles, was er öffentlich gelehrt

*) Vgl. Lex. Hebr., p. 96.

nur zu den geringen Früchten des Baumes der Erkenntnis zu rechnen sei, die im äussersten Vorhofe des Heiligtums wachsen, dessen Inneres er zwar angedeutet, aber nie gezeigt habe.

Wäre es im mindesten erweislich, dass Salomo die Idee von einer chimärischen Allweisheit gehabt hätte, so könnte man glauben, er ziele darauf in einigen Stellen, besonders da, wo er von seiner Unablässigkeit, die Weisheit zu suchen, und der grossen Schwierigkeit, sie zu finden, redet. Nach dem Verfasser dieses Buches hingegen hätte er die köstliche Perle wirklich gefunden. (Schluss folgt.)



Mallona.

Die letzten Zeiten eines untergegangenen Planeten.

Von Leopold Engel.

(Fortsetzung.)

In einem kostbar ausgestatteten Zimmer sitzt König Areval an der Seite eines jungen, wunderbar schönen Mädchens, es ist seine Tochter. Sie spielen ein fremdes Spiel, ähnlich dem Schach und sind ganz vertieft in dasselbe. Areval scheint den Anfall, der ihn unfähig machte, den grossen Empfangstag auszuführen, überwunden zu haben, denn nichts verrät an ihm, dass er krank war. Jetzt führt die Tochter einen entscheidenden Zug aus und hell auflachend erklärt sie den Vater für besiegt.

Areval nickt und lehnt sich tief aufatmend in die Kissen des Ruhebettes zurück. Sein Auge ruht wohlgefällig auf Artaya, deren herrliche, doch kalte Schönheit anzeigt, dass in diesem Mädchenherzen das Gemüt wenig ausgebildet sein dürfte. Es ist auch so. Artaya ist sich ihres blendenden Aeusseren bewusst, doch innerlich berechnend, grausam und lüstern, stets bereit, ihre Wünsche um jeden Preis durchzusetzen, gleichviel welche Folgen daraus entstehen, ein Wesen, ihren Launen unterworfen, ohne inneren Halt, ein würdiger Spross des Vaters. — Ein Diener tritt ein und meldet dem Könige, dass der Feldherr Arvedo bereit ist, seine Wünsche zu hören. In Arevals müden Augen zuckt es plötzlich auf, er lächelt und giebt den Befehl, den Harrenden zu ihm zu führen. Artaya erhebt sich, setzt das Spiel mit den Figuren langsam beiseite

und zeigt sich besorgt um Areval. Sie will augenscheinlich Zeit gewinnen den Erwarteten noch zu begrüssen, trotzdem es Sitte ist, dass sich die Frauen entfernen, wenn Männerbesuch zu erwarten ist, nur wenn letzterer vom Hausherrn bereits empfangen haben sie Zutritt, und falls sie dazu aufgefordert werden. Der schwere Teppich vor dem Thüreingange wird zurückgeschlagen und Arvodos hohe, im strahlenden Schuppenpanzer gekleidete Gestalt wird sichtbar. Ein bewundernder und verlangender Blick Artayas trifft Arvodo, nicht unbeachtet von ihm, sodann schlüpft sie schnell in ein Nebengemach. Arvodo bleibt an der Thüre stehen, tief neigt er seine Arme, die erst die Brust berührten, zur Erde. Der König sieht ihn scharf an und macht eine Bewegung, dass er näher treten soll. Es geschieht.

Plötzlich fährt Areval empor und sagt:

»Arvodo, Ihr seid mein erster Feldherr, habt die Pflicht, mein Leben mit dem Euren zu schützen, seid Ihr gewillt, das zu thun?«

Arvodo antwortet: »Mein König weiss es!« —

»Ich gab Euch das Siegel meiner Macht, Ihr tragt es, so wie ich,« er hebt die Hand und zeigt den Ring an seinem Finger, es ist der gleiche, wie ihn Arvodo übersandt erhielt, »werdet Ihr es nie missbrauchen?« —

»Zweifelt mein König, so gebe ich zurück, was ich empfing!«

Arvodo macht eine Bewegung, den Ring vom Finger zu streichen.

»Lasst das!« — Arevals Stimme sinkt zum Flüstertone, »noch weiss ich, was ich will. Kommt näher, ganz nahe, so. Jetzt hört. — Ich kenne Euch, Arvodo, als einen Mann von Wort und ich vertraue Euch, Euch ganz allein. Ihr sollt mich schützen vor diesem Priester, von dem ich abhänge und den ich dennoch hasse. — Ihr staunt? — Das habt Ihr nicht erwartet! — Unterbrecht mich nicht. Ich könnte ihn töten, so hass' ich ihn, doch ohne ihn lebt ich vielleicht nicht mehr. Er ist ein guter Arzt, nur seiner Kraft allein verdanke ich mein Leben. Ich leb' durch ihn. Wenn mich es packt, rasende Schmerzen meinen Körper durchtoben, sein Wort, seine Hand bannen sie. Wenn wilde Gestalten, Fratzen und die Gespenster der Vergangenheit auftauchen, die Dein Schwert, Arvodo, nicht vernichten kann, denn sie sind Schemen, nicht fassbar, unverwundbar durch die Waffe, so ist sein Wort allein nur mächtig, sie zu bannen. — Ich, der mächtige König, der König dieser Welt, bin rettungslos in seinen Händen. Ich weiss, nach was er strebt. Die Hand Artayas will er, er hat es angedeutet, und mein Wille, der nur fest wie sonst wenn er nicht hier ist, fängt an zu erlahmen. — Noch widersteh' ich ihm, wer weiss

wie lange. — Du, — Du sollst mich retten, Arvodo, hörst Du, Dein König, Dein Herr, er bittet Dich!« —

Arevals Gesicht verzerrt sich in Angst, er blickt Arvodo an, der starr vor Staunen atemlos den geflüsterten Worten lauscht.

»Artaya liebt Dich, ich weiss es längst, Du sollt ihr Gatte werden, Du sollst den Thron nach mir erhalten, Du bist der Würdigste von allen den schmeichlerischen Kreaturen, die vor mir sich beugen, in Dir will und werde ich die Kraft zurückgewinnen, die ich suche. Hahaha, sie sollen dann wieder vor mir zittern, so wie früher, die Schurken, die mich jetzt verspotten und verlachen, weil ich krank und schwach geworden. Doch noch lebt in mir der Funken, den Du zur Flamme entfachen wirst, Du sollst der Arm sein, den mein Wille leitet.« —

Areval atmet schwer vor innerer Erregung, plötzlich starrt er in eine Ecke des Zimmers: »Sieh dort, dort, da wallt es wieder auf in schwarzem Nebel, Gesichter blicken hervor mit glühenden Augen. Ich kenne sie, das ist mein Bruder und Fedijah und andere, die mich verfluchten! — Arvodo, schütze mich vor ihnen, sie kommen näher!« Angstvoll klammert sich Areval an den Feldherrn und sucht sich hinter ihm zu verbergen. Arvodo springt auf, rasend schnell schossen die Gedanken durch seinen Kopf, als er die Lage erkannte, und seinem entschlossenen Charakter angemessen, sucht er Herr der Situation zu werden. Er reisst sein Schwert aus der Scheide und spricht fest und laut: »Sieh, König Areval, so verjage ich in nichts auch Deine unsichtbaren Feinde!« Dann schlägt er wuchtige Lufthiebe nach der Ecke hin, wo der König die Gestalten gesehen und freudig auflachend stellt er sich selbst in die äusserste Ecke. Zum König gewandt, ihn fest in die Augen blickend, das Schwert in die Scheide stossend, ruft er aus: »Ich habe gesiegt, König Areval, zeige mir, wo noch ein Feind, damit ich ihn vernichte!« —

Arevals Antlitz zeigt Staunen und Bewunderung. »Ein Wunder, Arvodo, ein Wunder bist Du!« — Stammelnd flüstert er: »Er hat dieselbe Kraft wie Karmuno, die Geister fliehen vor seinem Schwert. — Er wird mich schützen — schützen.« — Arevals Augen werden müde, wie nach jedem Anfalle, tritt auch jetzt bei ihm Schlafbedürfnis ein. Arvodo eilt näher und bettet den König auf sein Ruhelager. — Areval murmelt: »Gut so, gut, morgen sehe ich Dich wieder, hörst Du, morgen!« — Dann schläft er ein. —

Arvodo will sich zur Thür wenden, um den Dienern draussen Befehle zu geben, da wird seitwärts schnell der Vorhang zurückgezogen und Artaya eilt hervor. Glühend und strahlenden Auges steht das schöne Mädchen vor dem Feldherrn und sagt lächelnd: »Habt keine Sorge um den Vater,

sein Schlaf wird ungestört bleiben, ich sorge dafür. — Hat Arvodo keine Antwort auf meines Vaters Wunsch?« —

Arvodo erwidert höflich: »Herrin, der König ist krank, morgen werde ich ihn gesünder sehen, dann werden seine Wünsche vielleicht andere sein.« —

Artaya sieht ihn unwillig an: »Gleichviel, ob sich seine Wünsche ändern, die meinen bleiben, und ich will Dich!« — Leidenschaftlich eilt sie auf Arvodo zu und wirft sich in seine Arme. »Hörst Du, Dich will ich, Dich, Du wirst mir nicht widerstehen!« — Sie umschlingt Arvodo schnell und küsst ihn: »Jetzt bist Du mein, mit diesem Kuss bin ich Dir geweiht, verschmähst Du mich, so fürchte meine Rache.« —

Schnell ist Artaya in das Nebengemach geschlüpft, den halb betäubten Arvodo zurücklassend. Es erklingen Stimmen von dort, und Arvodo, um den Kommenden auszuweichen, verlässt schnell das Gemach und bald den Königspalast.

(Fortsetzung folgt.)



Der Gesundheitshüter.

Die Erhaltung der Zähne

ist vorwiegend eine Frage der Reinlichkeit. Eine regelmässige Reinigung der Zähne verhindert die Bildung des sogenannten Zahnsteins und das Ansetzen von Pilzen. Die Meinungen über die Art, wie diese Reinigung zu erfolgen hat, sind freilich noch immer geteilt; der eine ist für Zahnpulver, der andere für Zahnseifen, ein dritter schwärmt für Mundwässer. Bei dieser Verschiedenheit der Auslassungen dürfte es von Interesse sein, die Ansicht eines hervorragenden Fachmannes wie des Geheimrats Liebreich zu hören, die dieser in dem unlängst erschienenen, von Professor von Leyden herausgegebenen »Handbuch der Ernährungstherapie« äussert. Das Hauptaugenmerk bei der Zahnpflege ist auf die Anwendung eines guten Zahnpulvers zu legen. Ein sehr scharfes Pulver, dauernd angewandt, kann allerdings, zumal bei nicht gut entwickelten Zähnen, den Schmelz derselben angreifen; ein mildes Pulver wird selbst bei jahrelangem Gebrauch nicht schaden. Für die Zahnbürsten eignen sich am meisten die weichen Dachshaare; harte Bürsten schaden weniger den Zähnen, welche bei der geringen Geschwindigkeit, mit der gebürstet wird, kaum abgeschliffen werden, als dem Zahnfleisch, welches durch den starken mechanischen Reiz

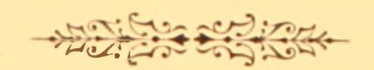
leicht entzündet wird. Zu hüten hat man sich vor schlechten Bürsten, deren lose Borsten in den Magen gelangen und hier Katarrhe hervorrufen können. Sind doch sogar solche unscheinbare Borsten Ursache einer gefährlichen Blinddarmentzündung geworden. Zeigt der Zahnschmelz sich bereits angegriffen, so sind an die Stelle der Pulver besser Zahnseifen zu setzen. In diesem Falle geschieht auch das Abreiben zweckmässig nicht mit einer Bürste, sondern mit einem Tuche. Von Wichtigkeit ist, dass man die zur Zahnpflege benutzten Substanzen in ihrer Zusammensetzung und Beschaffenheit gut kennt, weil die zur Mischung der Zahnpulver gebrauchten Mittel sehr häufig nicht den nötigen Grad der Reinheit besitzen, wenn sie z. B. von wenig sachkundiger Hand hergestellt werden. Die Anwendung des Zahnpulvers geschieht in der Weise, dass man mit einem Spatel oder Löffel eine kleine Menge auf eine Glasplatte zur Benutzung herausnimmt. Das Eintauchen einer feuchten Bürste in die Pulverschachtel selbst ist zu verwerfen, da das Pulver feucht bleibt und zusammenklebt, was besonders dann stattfindet, wenn das Pulver in Wasser lösliche Substanzen enthält. Die Reinigung soll morgens und besonders abends stattfinden, damit die am Tage sich ansammelnden Speisereste nicht während der Nachtruhe schädlich wirken. Zu den Zahnseifen und Zahnpasten sollten nur die Kernseifen, die vollkommen rein sind, benutzt werden; dieselben besitzen eine stark reinigende Kraft, ohne ätzend zu wirken. Leider werden gerade die besten Pulvermischungen häufig durch einen Zusatz von schlechter Seife verdorben. Zum Färben der Pulver und Pasten werden hauptsächlich rote Farbstoffe, und zwar Karmin und Coccionella, verwandt. Besonders zu empfehlen sind solche Färbemittel nicht.

Über künstliche Wachstumsbeförderung beim Menschen

liegen neue wichtige Untersuchungen vor, die der Pariser Physiologe Maurice Springer der dortigen Akademie der Medizin vorgelegt hat. Es ist allgemein bekannt, dass das Wachstum eines Kindes durch verschiedene Ursachen beeinflusst werden kann, so durch Krankheiten, durch Überanstrengung, ungenügende Ernährung, Mangel an guter Luft und anderes. Es ist ein allgemeiner Satz, dass in Ländern mit dürftigen wirtschaftlichen Verhältnissen der Körperwuchs der Bewohner oftmals auffallend klein ist. Man will andererseits sogar beobachtet haben, dass sich die körperliche Beschaffenheit einer Gebirgsbevölkerung gehoben hat, wenn durch Schaffung einer Eisenbahn die Verhältnisse der Nah-

rungsmittelzufuhr gebessert worden waren. Dass die Berufsthätigkeit einen Einfluss auf die körperliche Entwicklung ausübt, ist ebenso erwiesen, man braucht nur einerseits an die Jockeys, andererseits an die Athleten zu denken, um nur die stärksten Gegensätze hervorzuheben. Endlich ist aber die Ausbildung der Körpergrösse eine Rasseneigentümlichkeit, und im nördlichen Schweden z. B. sieht man Lappen von kleiner Gestalt mit langgewachsenen Schweden nebeneinander wohnen. Diese Thatsachen führen nur im allgemeinen zu der Erkenntnis, dass das Wachstum durch eine grosse Zahl von äusseren Umständen beeinflusst wird. Die moderne Wissenschaft aber hat gezeigt, dass es auch künstlich auf dem Wege der Ernährung beeinflusst werden kann; Fett, Zucker, Phosphorsäure, Kalk haben die Neigung, das Wachstum zu beschleunigen, und auf Grund derartiger Erfahrungen sind Versuche gemacht worden, durch eine bestimmte Ernährungsweise auf das Wachstum von Kindern förderlich einzuwirken. Professor Springer hat sich besonders mit derartigen Versuchen beschäftigt und empfiehlt die Benutzung eines aus verschiedenen Getreidearten bereiteten Gebräues. Er wendet dazu folgende Getreidearten an: Korn, Gerste, Hafer, Mais, Kleie, und zwar zwei Esslöffel auf je 3 l Wasser. Man lässt das Gemisch drei Stunden lang kochen, dann erkalten, worauf es filtriert werden muss. Das Ergebnis ist eine Flüssigkeit, die man je nach dem Wunsche der Kinder durch irgend welchen Zusatz schmackhafter machen kann. Es dürfen nur frisch zubereitete Lösungen benutzt werden, da sich die Flüssigkeit rasch verändert. Ein Liter solcher Getreidesuppe enthält 13½ g organische Stoffe (Stärke, Cellulose, Leimstoff, pflanzliches Eiweiss, Fettstoffe) und fast 1 g Mineralstoffe (Kali, Kalk, Phosphor, Natron, Chlor und Schwefelsäure). Dr. Springer hat Ernährungsversuche zunächst an jungen Hunden vorgenommen, indem er einige der Tiere mit solchen Getreidepräparaten versah, während andere solche nicht erhielten, im übrigen bekamen alle dieselbe Nahrung. Der Versuch dauerte vier Monate. Während der ersten 60 Tage blieben die Hunde, die den Getreideabsud erhalten hatten, im Wachstume sogar etwas zurück, im Laufe der beiden weiteren Monate aber begannen sie sehr schnell zu wachsen und übertrafen die anderen Tiere an Grösse, Breite und Gewicht um einen bedeutenden Betrag. Später hat Springer dieselbe Behandlung bei Kindern versucht und sehr befriedigende Ergebnisse in solchen Fällen erzielt, wo das Wachstum durch Kinderkrankheiten verschiedener Art gehemmt gewesen war. Neben der Behandlung

mit jenen Getreideabgüssen werden Gymnastik in freier Luft und Sonnenkuren empfohlen, die beide einen günstigen Einfluss auf das Wachstum ausüben. Ferner wird das Wachstum gefördert durch Salzkompressen, die um die Gelenke angelegt werden, besonders wenn ausserdem auf diese Körperteile noch ein elektrischer Strom angewandt wird.



Rundschau aus allen Gebieten.

Gemeinnütziges.

Drahtlose Telegraphie auf deutschen Dampfern. Ein Mitarbeiter des Pariser »Matin« hat Gelegenheit gehabt, mit dem Kapitän Högemann, der den Dampfer »Kaiser Wilhelm der Grosse« vom Norddeutschen Lloyd führt, über die Anwendung der drahtlosen Telegraphie bei der Schiffahrt über den Atlantischen Ocean zu sprechen, und dieser machte ihm folgende Mitteilungen: Kapitän Högemann war während einer Überfahrt von New-York nach Cherbourg, die er kürzlich machte, drei Tage lang — fast die Hälfte der ganzen Zeit — in Verbindung durch drahtlose Telegraphie mit dem Postdampfer »Lukania« von der Cunard-Linie. Es ist dies ein Rekord. Die »Lukania« hatte New-York am Sonnabend drei Stunden vor dem »Kaiser Wilhelm der Grosse« verlassen. Auf der Höhe von Hook wurde der Kontakt der Apparate hergestellt, während die »Lukania« 60 Meilen voraus war, und man blieb die ganze Nacht in Verbindung. Bei Sonnenaufgang am Sonntag waren die Dampfer in Sicht, und um 2 Uhr Nachmittags liess der viel schnellere »Kaiser Wilhelm der Grosse« die »Lukania« in einer Entfernung von 40 Meilen südlich. In diesem Augenblicke wurden von den Passagieren der »Lukania« dem deutschen Dampfer zwölf Telegramme geschickt, die später an der Station von Lizard an die Adressaten in England weitergegeben werden sollten. In der Nacht waren die Lichter der beiden Dampfer infolge ihrer Entfernungen nicht mehr sichtbar, aber die Verbindung wurde nicht unterbrochen. Am Montag Abend geriet der deutsche Dampfer auf der Höhe von Neufundland in einen dichten Nebel, aber er kam kurze Zeit darauf wieder heraus. Alsbald sandte der Telegraphist an die weit zurück liegende »Lukania« ein Telegramm, dass das Wetter klar wäre. Die »Lukania« zeigte

sofort den Empfang der Depesche an: »Danke. Bin noch in dichtem Nebel.« Die Schiffe waren zu dieser Zeit 60 Meilen von einander entfernt. Während der Nacht wurde das Ticktack des Apparates auf dem deutschen Schiffe immer schwächer und hörte ganz auf, als es 85 Meilen von dem englischen Dampfer entfernt war. Während der folgenden Reise begegnete der »Kaiser Wilhelm der Grosse« mitten auf dem Ocean dem »Kronprinz Wilhelm« von derselben Gesellschaft, ohne dass die Dampfer einander in Sicht kamen, konnten die Passagiere auf 40 Meilen Entfernung zahlreiche Telegramme austauschen. Ein anderes Mal war der »Kaiser Wilhelm der Grosse« in Sicht des Leuchtschiffes von Nantucket; dessen Drehfeuer in Unordnung und durch zwei rote feste Lichter ersetzt war. Da der Wachtoffizier das charakteristische Licht des Leuchtturmes nicht wiedererkannte, benachrichtigte er den Kapitän Högemann, der dem Telegraphisten Befehl gab, folgendes Telegramm zu senden: »Haben sie zwei rote feste Lichter?«, worauf Nantucket sofort antwortete: »Ja. Das regelmässige Leuchtsystem ist gestört.« Wie wichtig eine solche Mitteilung ist, braucht nicht erst erklärt zu werden.

Land und Leute.

Eine neue Wasserleitung in Jerusalem. Endlich wird Jerusalem nun doch eine Wasserleitung erhalten, d. h. eine, die wirklich Wasser bringt, denn die alten sind zerstört oder verstopft. Es wäre vielleicht schon lange möglich gewesen, Jerusalem mit dem edlen Nass regelmässig zu versorgen, das bei so heissen Sommern wie dem letzten für den armen Teil der Bevölkerung fast zu unerschwinglichem Luxus geworden ist, aber man wies die Anerbieten von europäischer Seite zurück. Wie verlautet, soll nun auf ein Irade des Sultans hin die Wakuf-Verwaltung die Arbeit ausführen und die Quellen des Waddi Arruh südlich von Jerusalem bei Hebron an die Salomonische Leitung anschliessen. Die Röhren werden von einer deutschen Firma geliefert, einige sind bereits gelegt und die entsprechende Zahl von Hammeln wird dabei geopfert. Jetzt bringt täglich die Eisenbahn von der letzten Station vor Jerusalem Tausende von Litern Wasser in die Stadt, die dort in kleinen Mengen verkauft werden. Für die Not der Landwirte kann man leider nicht Abhilfe schaffen, und sie ist im letzten Jahre aussergewöhnlich gross gewesen.

Geographie.

Die Frage nach der Grösse und Gestalt der Erde hat, wenn sie auch für den Laien für gelöst gilt, für die Wissenschaft noch keineswegs eine genaue Beantwortung gefunden. Nachdem man erst im 18. Jahrhundert darüber Gewissheit erlangt hat, dass unser Planet, einem physikalischen Gesetze zufolge, an den beiden Polen abgeplattet sei, kam man nach und nach zu der Überzeugung, dass die Erde doch keine mathematisch genaue Kugel mit abgeplatteten Polenden sei, sondern dass sich zahlreiche örtliche Abweichungen vorfinden. Ehe aber dies näher untersucht werden kann, muss zunächst der der Erdgestalt gleichende Umdrehungsbogen herausgefunden werden. Dazu ist es nun notwendig, eine grössere Anzahl von Breitengraden genau zu vermessen und dann Länge und Gestalt der dadurch erhaltenen Linien der weiteren Berechnung zu Grunde zu legen. Solche Gradmessungen sind bis jetzt schon viele vorgenommen worden, so wurden z. B. gemessen der Pariser Meridian vom Kanal bis zum Mittelländischen Meere, ein Bogen durch die ganze Breitenausdehnung von Grossbritannien, Bogen in Vorder- und Hinterindien, besonders eine sehr lange Gradlinie, die Russland vom Nordkap bis zum Schwarzen Meere durchschneidet, doch haben die gemessenen Stücke immer noch nicht die genügende Länge erlangt. Da fasste der Leiter der Sternwarte zu Kapstadt, Sir David Gill, den Plan, den grössten Breitenbogen zu messen, der auf den Festländern der Erde aufzutreiben sei. Es ist dies die Linie des 30. Breitengrades, welche sich von Natal zum Tanganyika-See zieht, hier das deutsche und belgische Gebiet durchschneidend, und weiter in Ägypten ausläuft. Dann soll, da über das Meer hinüber keine ganz genaue Messung möglich ist, die Linie über Syrien, Kleinasien und den Bosporus weitergehen und sich endlich in Südrussland, mit dem schon bekannten russischen Bogen vereinigen. Dadurch käme ein Gesamtbogen von über 11000 km Länge zuammen, der die Ausdehnung eines Erdquadranten (gleich der Länge von einem Pole bis zum Äquator) noch um vieles übertrifft. Diese Messung des 30. Breitengrades, eine Arbeit riesigen Umfanges, hatte Gill schon im vergangenen Jahre dem internationalen geodätischen Kongress in Paris zur Begutachtung vorgelegt. Inzwischen aber fand er eine noch wichtigere Unterstützung. Die im Jahre 1899 zu Wiesbaden begründete internationale Vereinigung wissenschaftlicher Körperschaften, welche den Zweck hat, wissenschaftliche Arbeiten, die nur durch den Zusammenschluss vieler Kräfte ausführbar sind, auszuführen, hat nun auf Antrag der Royal Society zu London den Gillschen Plan in die Liste ihrer nächsten Aufgaben gesetzt. Nachdem sie vor wenigen Monaten zu Paris den Plan

genau geprüft hatte, wobei auf deutscher Seite besonders der Direktor der Potsdamer Sternwarte, Helmert, mitwirkte, fasste sie den Beschluss, ihre lebhafte Zustimmung zu dem Unternehmen zu erklären und die Angelegenheit zur Kenntnis der Regierungen zu bringen, deren Länder bei jener Messung durchschritten werden müssen (England, Deutschland, Belgien, dazu auch Frankreich); damit sollen zunächst die diplomatischen Wege geebnet werden; auf der nächsten Vertretersitzung, die im Frühjahr 1904 zu London stattfindet, wird man dann der Ausführung näher treten. Für Deutschland ist das Unternehmen nicht ohne Wichtigkeit, da dadurch der Grund zu einer ganz genauen Vermessung Deutsch-Ostafrikas gelegt werden wird. Dabei sei bemerkt, dass schon in Südwestafrika Deutschland und England verschiedentlich gemeinschaftliche Messungen vorgenommen haben.

Archäologie.

Wie die Deutsche Orientgesellschaft über den Fortgang der Grabungen im Palast Nebukadnezars mitteilt, wurde innerhalb der Südburg ein grosser Hof entdeckt, dessen Südseite besonders reich architektonisch ausgestattet war. Die glasierten Ziegel zeigten ein grosses aus Blumen und Ranken bestehendes Ornament, und da dieses eine nicht unbeträchtliche Strecke weit zwar umgefallen, aber doch noch im ursprünglichen Zusammenhang liegend gefunden wurde, so ist es gelungen, es zusammenzusetzen und zu zeichnen. Auch noch zierlichere Ornamente fanden sich auf Kunststeinen im Formate der Ziegel. Bei diesen wurden die Umrisse aus Glasfäden auf die Fläche aufgesetzt und die so entstandenen vertieften Felder mit den Emailfarben ausgeschmolzen. Neben einer grossen Anzahl von Särgen, Münzen, beschriebenen Tafelfragmenten wurde auch eine Tablette aus gelbem Stein gefunden, welche eine Darstellung der Unterwelt nebst mehrzeiliger Inschrift enthielt. Der Leiter der Ausgrabungen, Dr. Koldewey, ist der Ansicht, dass nach vollständiger Ausgrabung der Südburg diese den am besten erhaltenen babylonischen Palastgrundriss abgeben werde. Einstweilen ist er dabei, auf der Stätte der babylonischen City, wo einst die Grosshandlungshäuser gestanden und die Araber im Jahre 1874 die ganzen Geschäftspapiere (auf Thon!) der Firma Egibi & Söhne gefunden haben, Nachforschungen zu beginnen.

Die Kaisergräber im Dome zu Speyer. Aus München vom 28. Februar wird berichtet: Die bayerische Abgeordnetenkammer hat 120000 Mk. für die im Jahre 1900 vorgenommene Öffnung der Kaisergräber im Dome zu Speyer und für die da-

mit zusammenhängenden baulichen und wissenschaftlichen Arbeiten genehmigt. Der Entwurf der Gruft für die Särge ist einfach, aber würdig. Die Gruft kommt unter den Königschor zu liegen. Zur Bezeichnung der einzelnen Leichen sollen Bronzetafeln an den Seitenwänden der Gruft angebracht werden. Den Abschluss der Gruft auf der westlichen Seite bildet ein Steinaltar mit Kreuz. Ferner ist beabsichtigt, über dem Königschore eine Kaiserkrone (Konrads-Krone) aus Kupfer und vergoldet, mit herabhängendem Kreuze und zwölf Ampeln anzubringen. In den Erläuterungen zum Finanzgesetze heisst es bezüglich der Kaisergräber: »Die Zerstörung der Kaisergräber durch die Franzosen im Jahre 1689 ist keine vollständige gewesen. Vier Gräber sind von den Franzosen geöffnet und profaniert worden. In diesen vier Gräbern waren sechs Leichname untergebracht, nämlich Kaiser Heinrich V., König Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht von Österreich, Kaiserin Beatrix und die Prinzessin Agnes. Die übrigen Grabstätten sind als seit der ersten Bestattung unberührt vorgefunden worden. Den anthropologischen Sachverständigen gelang es, die in den zerstörten Gräbern und dem Bauschutte vorgefundenen menschlichen Überreste entsprechend zu sichten und zu scheiden, so dass nunmehr, was noch an menschlichen Überresten in den Kaisergräbern des Domes zu Speyer vorhanden war, nach der Zugehörigkeit zu den einzelnen Leichnamen zusammengestellt ist. Zur Zeit ruhen die Leichenreste der Kaiserinnen Bertha und Gisela, der Kaiser Konrad II., Heinrich III. und Heinrich IV. in den Original-Steinsarkophagen, während die Leichenreste von Heinrich V., Beatrix, Agnes, Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Albrecht von Österreich und Adolf von Nassau, in provisorischen Holzsärgen verwahrt, im Untergeschosse der Sakristei des Domes sorgfältig aufbewahrt sind. Der ausgegrabene Raum im Königschore ist einstweilen mit einer Holzeindeckung versehen.« Die Leichen sollen endgültig in Steinsärgen untergebracht werden, in welche Metallsärge eingestellt sind. Diese Särge sind teils Originale, teils werden sie den Originalen nachgebildet.

Astronomie.

Neue Flecken auf dem Jupiter haben in den letzten Wochen die Aufmerksamkeit der Astronomen erregt. Professor Denning schreibt darüber an die »Nature«, dass gegenwärtig auf der südlichen Seite der südlichen Äquatorialzone und fast in derselben Breite wie der berühmte Rote Fleck ein aus-

gestalteter schwarzer Fleck sichtbar sei. Dieser ist erst seit dem 24. Juli zu beobachten, während vorher schon eine grosse Zahl kleiner dunkler Flecken an der entsprechenden Stelle zu sehen war. Jener grosse Flecken scheint nach Westen zu wandern und sich dem Roten Fleck zu nähern. Wenn er seine Bewegung mit derselben Geschwindigkeit fortsetzt, so müsste er sich im Monat Juli 1901 mit letzterem vereinigen, und diesem Ereigniss würden die Planetenforscher mit besonderer Aufmerksamkeit entgegensehen. Überhaupt verdienen die neuen Erscheinungen auf dem Jupiter eine hervorragende Aufmerksamkeit, weil sie in derselben Breite aufgetreten sind, in der schon im Sommer 1889 ein bedeutender Fleck gesehen wurde, der in der That den Roten Fleck durch seine grössere Geschwindigkeit überholte, indem er ihn, südwärts ausbiegend, umfloss, dann seinen Weg westwärts fortsetzte, sich von dem Roten Fleck wieder trennte und schliesslich nur als ein deutlich erkennbarer roter Streifen bestehen blieb. Der letzte beobachtete Fleck dürfte eine Wiederholung der Ereignisse darstellen, die schon vor zwölf Jahren auf dem Jupiter eingetreten sind, und vielleicht führt eine sorgfältige Beobachtung zu einer näheren Erklärung dieser Umwälzung.

Die zwölf Bewegungen der Erde. Wer sich nicht eingehender mit der Stellung unserer Mutter Erde im Planetensystem beschäftigt hat, wird noch in dem Glauben befangen sein, dass es nur zwei Bewegungen der Erde giebt, nämlich ihre Drehung um die eigene Achse in 24 Stunden, die das Mass für den Erdentag abgiebt, und die Bewegung um die Sonne in 365¼ Tagen, das Mass unseres Jahres. Dies ist aber nur ein kleiner Teil der Bewegungen, die von der Erde durchzumachen sind, deren im ganzen zwölf bestehen. Es kommen nämlich ferner folgende hinzu: Die Bewegung der sogenannten Präcession des Frühlingsanfangspunktes, der diese Stelle innerhalb der Erdbahn allmählich und zwar in einer Periode von 25 765 Jahren verschiebt, so dass er in dieser Zeit einmal den Lauf um die ganze Erdbahn vollendet; der Einfluss der Mondanziehung mit einer Periode von 28 Tagen; die sogenannte Nutation (Erdschwankung) mit einer Periode von 18⅔ Jahren; die Änderung in der Schiefe der Ekliptik, deren Betrag in einem Jahrhundert 47 Bogensekunden ausmacht; die Änderung der Excentricität der Erdbahn mit einer vorderhand noch nicht festgestellten Periode von jedenfalls über 100000 Jahren; die Veränderung in der Lage der sogenannten Apsidenlinie, der längsten Achse der elliptischen Erdbahn; die Bewegung infolge des Einflusses anderer Planeten; der Wechsel des Schwerpunktes des ganzen Sonnensystems durch den Weltraum; die Bewegung des gesamten Sonnensystems durch den Weltraum;

endlich die Schwankungen des Friedens, die durch die Veränderlichkeit der geographischen Basis an verschiedenen Orten der Erdoberfläche nachgewiesen worden ist.

Religionsbewegung.

Los von Rom. Der Chrétien Français, das Organ der evangelischen Reform im Katholizismus, stellt fest, dass die Zahl der ausgetretenen römisch-katholischen Priester in Frankreich nunmehr rund 600 beträgt, und dass der Abfall fortdauert. Kardinal Lecot hat nun eine Schrift veröffentlicht, die sich im wesentlichen gegen die Abgefallenen, ihre Presse und ihre Bestrebungen richtet und vor weiterem Abfall warnt. Bourrier bemerkt dazu in seinem Blatte:

»Diese Schrift ist ein schöner Triumph für unser Werk; sie ist das Eingeständnis unseres Erfolges, den wir in fünf Jahren ununterbrochenen und hartnäckigen Kampfes errungen haben. Der Chrétien Français ist der Alp unserer Bischöfe und unserer hervorragendsten Prälaten. Lange hat man es gegen uns mit dem Totschweigen versucht, heute geht es damit nicht mehr; man muss die Gefahr offenbaren und den Alarmruf ausstossen. Was wird man thun? Wird der Episkopat den Chrétien Français mit dem Bann belegen? Das ist unmöglich. Es wird Bischöfe geben, die sich weigern werden, das Banndekret zu unterzeichnen, und dann wird unser Triumph vollständig sein. Oder wird man es wieder mit dem Schweigen versuchen? Dann wird jedermann sehen, dass wir bereits stark genug sind, unseren Feinden in ihrem eigenen Hause Schweigen zu gebieten. Wir wiederholen: Die Stunde des Triumphs für den Chrétien Français wird bald schlagen.«



Bücherbesprechungen.

Die unsichtbare Gemeinde und der Weg zur Selbstvervollkommnung. Verlag von Fr. L. Jung in München. Preis 20 Pfg.

Die grosse Gemeinde, welche aus allen guten und edlen Menschen sich bildet, denkt sich der Verfasser über den ganzen Erdboden verbreitet und ihr Wirken als ein Streben [illegible]; da es für jeden denkenden Menschen als Pflicht erscheinen muss, zur Verbesserung und Veredlung der Menschheit [illegible] beizutragen, sind in der Schrift die Wege bezeichnet, welche in erster Linie zur eigenen Selbstvervollkommnung und damit auch zur Mitgliedschaft der grossen Gemeinde führen.

Weltenträume, von E. O. [illegible]. 2. Heft. Leipzig. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1901. Mk. 1.—

Wer Wahrheiten in ansprechender Vorstellung lesen will, greife nach diesem Werke, es wird ihm wirklichen Genuss bereiten. Besser als alle Worte des Lobes gebe folgende Probe eine Anschauung von des Dichters Wollen und Empfinden:

> „Wer klagt, dass Gott dir fremd, unnahbar fern,
> Nicht warme Liebe in dir wecken könne, —
> Er, dessen Wesen Geist und Liebe ist.
> Hast mit Geduld du stets nach ihm gestrebt?
> Ihm immer wieder aufgemacht dein Herz?
> Warst du bereit, im Kleinen wie im Grossen,
> Den [illegible] Eigenwillen ihm zu opfern?
> Hast mild und liebreich du stets [illegible],
> [illegible] gegen andere geübt,
> Bedacht, dass Gott in jedem Wesen lebt?
> Gott lieben heisst den eignen Willen opfern,
> Ist Sehnsucht nach dem Urquell alles Lebens,
> Und nach ihm streben heisst sich geistig wandeln.
> Schwer ist die Arbeit — langsam ihr Vollbringen —
> Ein Tagwerk für eine ganze Welt.“

Vagantenlieder, von Willy [illegible]. München u. Leipzig. Franz C. Mickl. 1901. Mk. 1.—

Wir haben schon bei Gelegenheit einer anderen Besprechung eines Werkes desselben Autors darauf hinweisen können, dass seine Gedichte formvollendet und gedankenreich sind, wir können dieses Urteil nur wiederholen hinsichtlich seiner Vagantenlieder. Frisch, keck, [illegible], wirken diese Lieder wie ein [illegible] Trunk auf das Gemüt des Lesers. — Willy [illegible] ist ein junger Dichter, der seine Muse rein zu halten wusste von dem Schmutze gemeiner Sinnlichkeit, der den Vagantenliedern mancher Dichter nur allzuviel anhaftet, ohne deswegen der [illegible] zu entbehren. Seine Gedichte wird man nicht nur gern lesen, [illegible] Musik wohl auch bald öffentlich allgemeiner vortragen hören, sie verdienen es.

L. Engel.

Herausgeber und Redakteur Leopold Engel, Dresden-Striesen, [illegible] 17, II.
Druck von Carl [illegible] in Meerane i. S.